

Interview: Wirtschaftsinformatiker August-Wilhelm Scheer über Innovationskraft

economy

Unabhängiges Themenmagazin für Wirtschaft und Bildung

18. 12. 2009 | € 2,50
N° 79 | 4. Jahrgang

Gonzagagasse 12/12, 1010 Wien
Aboservice: abo@economy.at
GZ 052036468 W
P.b.b. Verlagspostamt 1010 Wien



Eine Dosis Glauben

Ethik- oder doch Religionsunterricht an österreichischen Schulen: Ein jahrelanger Konflikt wird von dem Streit um Minarette im christlichen Europa überschattet.

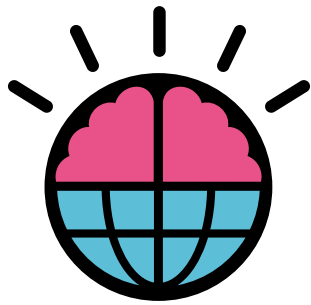
Forschung: Naturwissenschaft und Religion – US-Forscher zwischen den Fronten Seite 8

Technologie: Smart Planet – IBM-Querdenker Arnd Niehausmeier im Interview Seite 14

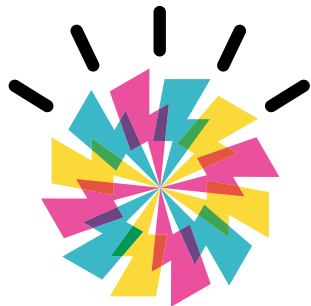
Wirtschaft: Kirche als Marke – Die katholische Kirche als Altmeister des Brandings Seite 20

Dossier: Demokratie – Die ideale Staatsform muss noch erfunden werden ab Seite 29

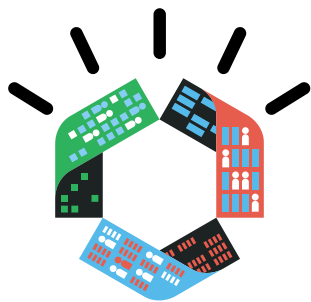




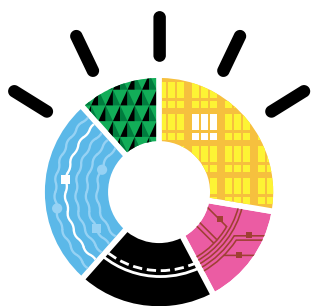
Intelligente Datenanalyse verwandelt
Informationsflut in Erkenntnisgewinnung.



Intelligente Energieversorgungsnetze
reduzieren Ihre Stromrechnungen.



Intelligente Personen steigern die
Produktivität Ihres Unternehmens.



Intelligente IT-Infrastruktur vernetzt
Ihre Systeme effizienter.

Eine smartere Welt bedeutet bessere Aussichten für die Zukunft.

Die Welt wird schneller, intelligenter und fortschrittlicher. Kurz gesagt, die Welt wird smarter.

Die Herausforderungen sind allgegenwärtig und global. Sie treten unmittelbar in der Energieknappheit, dem Klimawandel, den Versorgungsengpässen und in wirtschaftlich herausfordernden Zeiten auf.

Von einer smarteren Welt profitieren nicht nur große Unternehmen, sondern auch mittelständische und kleinere Firmen, Gemeinden, Verwaltungen und somit jeder Einzelne von uns.

Sehen auch Sie diese kontinuierlichen Veränderungen als Chance für Innovation und informieren Sie sich bei der [IBM on Tour](#), was eine smarte Welt ausmacht.

23. Februar 2010 in Vorarlberg
25. Februar 2010 in Tirol
09. März 2010 in Salzburg

11. März 2010 in Oberösterreich
18. März 2010 in Steiermark
23. März 2010 in Kärnten

Alle Informationen und Anmeldeöglichkeiten unter
ibm.com/at/events



Quickonomy

Einfach abgehoben.....4
Wer Jugendlichen die Glaubensfrage stellt, stößt auf gottgläubige Atheisten und religiöse Antikleriker.

Cyber-Guerillas gegen Scientology16
Eine über das Internet organisierte Gruppe bringt seit zwei Jahren die schnell wachsende Sekte zur Weißglut.

Mit dem Scheckheft ins Himmelreich21
Einnehmenden Fernsehpredigern erschließt sich in den USA bisweilen ein millionenschweres Business.

Wenn es im Klingelbeutel scheppert.....22
Über den Bogen von der Kirchensteuer bis zur Einforderung eines religiös fundierten Wirtschaftsethos.



Die Mönche und die Shell-Tankstelle24
Das Stift Heiligenkreuz verwaltet Betriebe mit 180 Mitarbeitern, stürmt die Charts und ist Tankstellenbesitzer.



Psychogruppen als Seelenverkäufer25
Gruppierungen wie Scientology oder Star's Edge nehmen Kunden marketinggetrieben aus.

Ein sündhaft teures Vergnügen.....27
Die US-Jeansmarke True Religion ist Kult und ein edles und luxuriöses Must Have für Stars und Sternchen.

Der Schwindel mit dem Jakobsweg.....34
Im Namen des heiligen Jakob führten die spanischen Königreiche und die Kirche erbarmungslose Kreuzzüge.

Koscher und Co: Über Essen und Religion35
Essen und Trinken dienen nicht nur physischer Existenzsicherung, sondern auch religiösen Zwecken.

Spitzenleistung im Fastenmonat36
Wie halten es muslimische Fußballprofis eigentlich mit dem Fastengebot? Wozu raten Sportmediziner?

Werte Leser,

Religion. Glaube, Erfüllung. Fanatismus, Krieg. In Blickrichtung Weihnachten haben wir diesmal ein gesellschaftspolitisches Thema gewählt. Entsprechend der Vielfalt nähern wir uns aus unterschiedlichen Richtungen. In unserer Jugend-Serie stellt Astrid Kasperek die Glaubensfrage und bekommt sehr unterschiedliche Antworten. Arno Maierbrugger behandelt im Aufmacher die Frage von Religion (und Ethik) als Wert, und passend zur Schweizer Minarettabstimmung hat Margarete Endl die Entwicklung in Österreich recherchiert. Im Forschungsteil beleuchtet unsere USA-Korrespondentin Alexandra Riegler die dortige Schöpfungslehre. Unternehmergeist und wissenschaftliche Disziplin sozusagen als Religion vereint hat August-Wilhelm Scheer, mit dem Gerhard Scholz gesprochen hat. Dass Kirche und Marketing keinen Widerspruch bilden, erörtert Ralf Dziobkowski im Wirtschaftsteil. Im Ressort Leben spricht der Soziologe Roland Girtler über den Jakobsweg. Dazu behandelt Emanuel Riedmann den Kult um die Jungfräulichkeit, und Anna Weidenholzer ist dem Thema Priesteramt und Liebe nachgegangen. Im Dossier folgt das Thema Demokratie. Arno Maierbrugger beleuchtet Historie und Befindlichkeit hinsichtlich der aktuellen Regierungsspitze – um dann zu islamischen Madrasas etwaig religiös-ideologische Auswirkungen zu erörtern. Viel und hoffentlich interessanter Lesestoff, der das Warten bis zu unserer nächsten Ausgabe am 28. Jänner 2010 erträglich macht. Wir wünschen informativen Lesespaß, viele Geschenke, alles Gute für das 10er-Jahr. Und: insbesondere ein paar erholsame Tage von der besinnlichen Zeit. Christian Czaak



Kommentare

Feiern gegen Kulturkonflikte.....40
Margarete Endl über religiöse Parallelgesellschaften und ihre Aufweichung: durch gemeinsames Feiern.

Drehung mit dem Wind.....40
Alexandra Riegler über die Rolle und den Einfluss von Religion in der US-amerikanischen Politik.

Rapid ist meine Religion40
Relativ einfach findet Michael Liebming die Parallelen zwischen Fußball und Religion.

Die Reise ins weiße Licht.....41
Der Forscher Markolf H. Niemz über die Gemeinsamkeit von Nahtoderfahrungen und der Lichtgeschwindigkeit.

Weibliche Erlöser.....41
Die Professorin für Kirchengeschichte Daniela Müller über die Frauenrolle im christlichen Glauben.

Atheistischer Glaube41
Paul Schulz, Theologe, erklärt, warum sich der Mensch nur durch Atheismus wirklich befreien kann.

Standards

Editorial4
Special Wissenschaft und Forschung..... 11–13
Warenkorb38

Buchtipps, Schnappschuss, Termine und Karriere39
Lydia Goutas' Consultant's Corner40
Special Innovationab 42

IMPRESSUM

Economy Verlagsgesellschaft m.b.H., 1010 Wien, Gonzagagasse 12/12
Geschäftsführender Herausgeber und Chefredakteur: Christian Czaak; Chef vom Dienst: Klaus Lackner
Redaktion und Autoren: Ralf Dziobkowski, Margarete Endl, Lydia J. Goutas, Astrid Kasperek, Klaus Lackner (kl), Michael Liebming, Arno Maierbrugger, Clemens Neuhold, Emanuel Riedmann, Alexandra Riegler, Gerhard Scholz (gesch), Anna Weidenholzer
Illustrationen: Carla Müller, Kilian Kada; Titelbild: Photos.com/Montage: Tristan Rohrhofer
Special Innovation: Sonja Gerstl, Gerhard Scholz
Produktion und Artdirektion: Tristan Rohrhofer; Lektorat: Elisabeth Schöberl
Druck: Wilhelm Bzoch GmbH, Hagenbrunn Druckauflage: 24.788 Stück (Jahresschnitt 2008)
Internet: www.economy.at E-Mail: office@economy.at
Tel.: +43/1/253 11 00-0 Fax: +43/1/253 11 00-30

Alle Rechte, auch nach § 44 Abs. 1 Urheberrechtsgesetz:
Economy Verlagsgesellschaft m.b.H.
Abonnement: 30 Euro, Studentenabo: 20 Euro



Alle Ausgaben im
Heftarchiv auf
www.economy.at



economy – in eigener Sache

Vor zehn Jahren, im Dezember 1999, wurde ECAustria (economyaustria) als Plattform für wirtschaftsorientierte Technologie und Forschung gegründet, vor vier Jahren erschien die erste Print-Ausgabe von economy. Beiden Gründungen liegt die Kommunikation von abstrakten Themen aus der Welt von Technologie und Forschung zugrunde – mit der standortpolitischen Notwendigkeit, Wirtschaft und Verwaltung diese Thematik zu vermitteln. Bei Forschungseinrichtungen zeigt sich eine neue Einstellung gegenüber dem Thema Kommunikation. Früher herrschte dort die Sichtweise, dass deren Produkte selbsterklärend sind, und Marketing hatte kein gutes Image – im Vergleich zur hehren Wissenschaft. Diese Linie war auch durch die Forschungspolitik vorgegeben. Förderungen gingen lediglich in die Produktentwicklung. Marketing und Vertrieb waren kein Thema. War dann ein Produkt fertig, fehlten Ressourcen für den Markteintritt. Damit war die teure Entwicklung umsonst und Produkt und Start-up tot. Wertschöpfung minus fünf. Nun werden neben der Produktentwicklung auch Konzepte für den Marktauftritt verlangt. Zudem wollen Öffentlichkeit und Steuerzahler erfahren, was mit den enormen finanziellen Mitteln passiert, und die Wirtschaft will vermittelt bekommen, welchen Nutzen sie aus einer Forschungspartnerschaft hat. Die Kommunikation von abstrakten Forschungsthemen ist schwierig, entsprechend bedarf es Ressourcen. Beim kompetenten Personal und beim Geld. Hier ist noch Aufholbedarf, denn gute Kommunikatoren und ein adäquates Kommunikationsbudget sind immer noch selten. Von einer professionellen Medienarbeit ganz zu schweigen. Es würde manchmal schon genügen, die vorhandene Kompetenz aufseiten der Medien zu nutzen und zu schätzen. Outsourcing ist bei knappen Ressourcen auch für Forschungseinrichtungen ein Thema. Immer vorausgesetzt, es gibt spannende Inhalte zu vermitteln. cc

Editorial**Christian Czaak**

Religion als persönlicher und gesellschaftspolitischer Streitfall. Boulevard als Religion für Kanzleramt, ÖBB und Asfinag.



dieser *economy*-Ausgabe war ich gegen Minarette in Österreich. Entschieden geprägt von der muslimischen Demonstration gegen die „Mohammed-Karikaturen“ im Februar 2006 in Wien. Bislang als „normal“ wahrgenommene Mitmenschen, und hier besonders Jugendliche, wurden mit einem Schlag zu hasserfüllten Fanatikern. Die gewaltbereite Ausstrahlung von Tausenden Muslimen in der Wiener Innenstadt hat ein lange nicht erlebtes Gefühl ausgelöst: Angst. Eine falsche Reaktion von Passanten, und durch den Gruppendynamischen Effekt wäre eine zerstörerische Fanatiker-Walze ausgelöst worden. Ich bin damals regelrecht geflüchtet und denke, importierter religiöser Fanatismus darf mir in meinem Lebensumfeld keine Angst machen und meinen Bewegungsraum einschränken. Entsprechend darf es auch keine abgeschotteten Gebäude geben, die diesen religiösen Fanatismus möglicherweise fördern. Das sei fremdenfeindlich, jedem Menschen stehe zu, seine Religion auszuüben, war die zusammengefasste Reaktion meiner Umgebung. Dann hat Margarete Endl die österreichische Situation erforscht (siehe Seiten 6 und 7). Hier zeigt sich, dass Sichtweisen und öffentliche Wahrnehmung stark politisch und medial geprägt sind. Personen, die direkt involviert sind, meinen „Es geht nicht um Bauwerke, die Leute wollen keine Muslime“, reden von „politischem Missbrauch von Bürgerinitiativen mit medialer Aufmerksamkeit“ oder „Förderung der Integration durch Moscheebauten“. Ich nehme die Integration heraus und wünsche mir neben Kirchen, Synagogen und Moscheen ab nun auch Gebäude mit einem Halbmonddavidsternkreuz über dem Eingang als Ort der Begegnung, um zu lernen, den persönlichen Freiraum des menschlichen Individuums nicht einzuschränken.

Es war an dieser Stelle bereits oft ein Thema: die Hörigkeit von Bundeskanzler und SPÖ-Ministerien plus dem Bund nahestehender Unternehmen wie ÖBB, Post und Asfinag gegenüber Boulevard-Medien wie *Krone*, *Österreich* und *Heute* und die vergleichsweise mickrige Abseilung anderer Medien mit Werbegeldern. In einem Bericht der Medienzeitung *Extradiens* wird das nun mit handfesten Zahlen untermauert. Zusammengefasst zeigt sich eine „klare Schiefelage beim Inserieren in Richtung Boulevard“. Horst Pirker, Präsident des Zeitungsverbandes, ortet „ein System, das wie Korruption aussieht und sich auch so anfühlt“. Pirker weiter: „Kanzler Faymann und seine Minister konzentrieren die Steuermillionen dort, wo sie sich eine entsprechend willfährige Berichterstattung erwarten.“ Unabhängig von der rationalen Tatsache, dass Medien wie *Krone* eine flächendeckende Verbreitung haben und Inserate dabei ebenso entsprechend viele Menschen erreichen, gibt es dabei schon auch eine demokratiepolitische Komponente und eine richtungsweisende Aussage: Unabhängige, kritische Medien sind nicht gewünscht. Und Medien, die standortpolitisch wichtige Themen behandeln, auch nicht: Nach einem schriftlichen *economy*-Werbeantrag an das Bundeskanzleramt kam folgende (wortwörtliche) Antwort auf die Sprachbox: „Das *economy*-Umfeld mit Wirtschaft, Technologie und Innovation sind für das Bundeskanzleramt nicht interessant.“ Frohe Weihnachten, Österreich.

Das Ergebnis der aktuellen Schweizer Abstimmung zur Minarettfrage wirkt sich auch auf das stark von der katholischen (Doppel-)Moral beeinflusste Österreich aus. Eine kleine Feldstudie mit rund 20 Personen im privaten und beruflichen Umfeld spiegelt ambivalente Sichtweisen wider. Bei älteren Generationen überwiegt die Ablehnung, Jüngere sind pro Minarett. Entscheidend sind der jeweilige Wissensstand und persönliche Erlebnisse. Wie denkt ein Mensch, der meint, grundsätzlich liberal und kulturoffen zu sein? Vor Gestaltung

Einfach abgehoben

Wer Jugendlichen die Glaubensfrage stellt, erntet zuerst nur hämisches Gelächter. *economy* hat es trotzdem versucht und ist dabei auf gottgläubige Atheisten und religiöse Antikleriker gestoßen.

Astrid Kasperek

„Ich glaube an die Dummheit der Lehrer“, „... an die Macht meiner Kappe“, „... an die Sprachlosigkeit der Politiker“, „... an die Spurenelemente im Nutella“. „Glauben heißt nix wissen, also sind all jene, die glauben, dumm und unwissend.“ Wer peinliche Fragen stellt, kriegt keine oder nur sarkastische Antworten. Einen 16-Jährigen „Woran glaubst du?“ zu fragen, ist einfach „urpeinlich“. Mit dieser Frage dringt man zu sehr in seine Privatsphäre ein. Antworten werden oft mit provokanten Gegenfragen umgangen. „Was heißt schon Glaube? Was ist Religion überhaupt? Glaube ist nur was für Omas.“

Bleibt man jedoch hartnäckig und stellt die Sinnfrage oder die Frage nach dem Leben nach dem Tod, wird's doch etwas tiefergründiger. „Also, ich glaube schon an etwas. Denn an irgendwas muss man ja glauben. Das wäre ja sonst blöd, wenn alles aus ist, wenn man tot ist. Wozu lebt man denn dann eigentlich?“, sinniert Lukas (17). „Ich glaube an die Liebe. Die wahre, echte Liebe und keine Gottesliebe. Denn den alle Menschen liebenden Gott, den kann's gar nicht geben. Sonst gäbe es keine Kriege, keine Katastrophen, und es müssten nicht junge, unschuldige Menschen sterben. Aber an irgendein höheres Wesen glaube ich schon, an etwas Übernatürliches, das niemand erklären kann“, sagt Martina (16). „Ich glaube an Gott, aber nicht an den, der in der Kirche hängt. Die Kirche macht mir Angst, sie ist uncool, unheimlich, irgendwie lustfeindlich. Da geht's um Strafen, Verbote, Gebote, in der Kirche musst du immer still sein, darfst nicht reden, nicht lachen. Da wirst du schon schief angeschaut, wenn du dich schnäuzt. Ein Ort zum Wohlfühlen und Abchillen ist das nicht“, denkt Rosa (17). „Beten tu ich schon manchmal. Wenn es drauf ankommt, ist es auch besser, wenn Glauben da ist, zum Beispiel in Krisensituationen“, meint Max (16).

Sie glauben an Gott, bezeichnen sich aber nicht als religiös. Sie basteln sich ihren eigenen Gott und brauchen keine Kirche



Sie glauben an Gott, bezeichnen sich aber nicht als religiös. Sie basteln sich ihren eigenen Gott ohne Kirche. Foto: Photos.com

dazu. Sie glauben an die große Liebe, die ewige Freundschaft, den Frieden und an einen Gott – stehen aber im Konflikt mit den herrschenden Religionen und ihren überholten Moralvorstellungen und Dogmen. Zu diesem Ergebnis kamen die Autoren der jüngsten österreichischen Jugendwertestudie, die im Vorjahr veröffentlicht wurde.

Ein Drittel religiös

Nur knapp ein Drittel der Jugendlichen gab bei den Befragungen an, sich selbst als „religiös“ zu verstehen. Gleichzeitig sagten 69 Prozent der Jugendlichen, dass sie an Gott glauben, dieser jedoch keine Relevanz für ihr Alltagsleben habe.

Diese gottesfreundliche Religionslosigkeit zeigt für die Autoren auf, dass der Name Gottes offenbar auch in einer Gesellschaft, in der ein religiöses, kirchliches Leben an Selbstverständlichkeit verloren und die Kirche insbesondere bei der jungen Generation massive Schwierigkeiten hat, unausrottbar ist – und damit auch seine Wirklichkeit. Doch der Glaube an Gott hängt quasi in der Luft, so die Einschätzung der Studienautoren. Es fehle der Bezug zum Alltagsleben.

Jugendliche haben tausend Fragen, sie suchen nach Antworten. Sie brauchen Freiräume und keine Verbote. „Eine Religi-

on, die außerehelichen Sex und die Pille verbietet, die an starren Moralvorstellungen festhält, ist nicht zeitgemäß und wird nicht ernst genommen“, lautet der Grundtenor bei den befragten Jugendlichen. So darf sich die Kirche nicht wundern, dass die Jugend nicht mehr in die Gotteshäuser zu locken ist. Da hilft es auch nicht, Punkkonzerte in Kirchen zu veranstalten oder Priester in Discos zu schicken, um junge Schäfchen anzuwerben, wenn der Papst einen Tag später erklärt, dass Kondome verboten gehören.

Wissen

Die österreichische Jugendwertestudie wurde erstmals 1990/91 durchgeführt, in Kooperation mit dem Institut für Pastoraltheologie der Uni Wien und dem Österreichischen Institut für Jugendforschung (ÖIJ) – das ist übrigens jenes Forschungsinstitut, das Ende dieses Jahres aus Mangel an Fördergeldern zusperren muss – *economy* hat in der letzten Ausgabe darüber berichtet. 16 Jahre lang, nämlich von 1990 bis 2006, wurden im Rahmen der Studie Werte und Lebenseinstellungen junger Menschen erhoben und im Zeitvergleich analysiert. Die Studie ist unter dem Titel *Lieben, Leisten, Hoffen* 2008 bei Czernin erschienen.



Sein und Sollen: Ethik als Konkurrenz zur Religion schwächt die Autorität der Kirche

Werte und ihre Vermittlung



Religion und Ethik sind offenbar derart tragende Grundlagen der Gesellschaft, dass die hitzige Debatte über die richtige Wertevermittlung in Schulen in einer Bandbreite von Theologen bis Atheisten diskutiert wird.

Arno Maierbrugger

Der Mensch sehnt sich nach Werten. Werte regeln das Leben, sind eine Orientierungshilfe, bestimmen das Handeln, die Definition von Recht und Unrecht in einer persönlichen Matrix. Die Gesellschaft und ihr Rechtssystem sind auf Werten aufgebaut, und diese bestimmen wiederum die Normen, nach denen ein Gesellschaftssystem funktioniert, also die Dichotomie von Sein und Sollen, das normative Prinzip. Ohne dieses kann kein menschliches Miteinander funktionieren, und die absolute Wertfreiheit, der Nihilismus, ist nichts mehr als eine philosophische Wertübung.

Das Grundproblem dabei ist, dass Werte zunächst definiert werden müssen. Hier nähern sich die beiden Werteträger, die Ethik und die Religion, einander an. Werte lassen sich nicht empirisch bestimmen, sie sind moralische Vorstellungen, die auf Werterfahrungen beruhen, also etwa Freundschaft, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Aufrichtigkeit, Treue und dergleichen. Die Wurzeln des Wertprinzips gehen auf die griechischen Philosophen zurück, die sich Gedanken über das sogenannte „Gute“, die „Tugend“ und den „Willen“ gemacht haben. Für Aristoteles besteht zum Beispiel die ethische Tugend in der „Zähmung und Steuerung des irrationalen, triebhaften Teils der Seele“, wie er in der Nikomachischen Ethik ausführt. (Weitergeführt wird der Gedanke um einiges später in der kantischen Pflichtethik, dem kategorischen Imperativ, also der Vernunftethik.)

Die griechische Tugendethik floss auch in die christliche Religion ein und begründete das, was man gemeinhin als glaubensgelenkte Religionsethik ansieht – im Gegensatz zur „weltlichen Ethik“. Und über diesen Gegensatz diskutieren heute aufgeklärte und religiöse Pädagogen gleichermaßen mit einer Hingabe, die an die alten Philosophen gemahnt.

„Ethik ist ein Versuch, die Prinzipien des Zusammenlebens von Menschen auf Basis vernünftiger Überlegungen und ohne transzendente Verankerungen zu bestimmen“, sagt der Philosoph Konrad Paul Liessmann. Nach seiner Meinung ist aber Ethikunterricht in der Schule als Ersatz für den herkömmlichen Religionsunterricht keine Lösung. Ethik nur als „Lebenshilfe“ allein zu unterrichten, greife zu kurz, so Liessmann.

„Ethik ist ein Versuch, die Prinzipien des Zusammenlebens von Menschen auf Basis vernünftiger Überlegungen und ohne transzendente Verankerungen zu bestimmen“, sagt der Philosoph Konrad Paul Liessmann. Nach seiner Meinung ist aber Ethikunterricht in der Schule als Ersatz für den herkömmlichen Religionsunterricht keine Lösung. Ethik nur als „Lebenshilfe“ allein zu unterrichten, greife zu kurz, so Liessmann.

Säkularer Staat

Schüler sollten auch etwas über Religion wissen, aber nicht in dem Sinne einer „Einübung aufs Christentum“, sondern als „Ausdehnung des Philosophieunterrichts mit einem Schwerpunkt Ethik auf die gesamte Oberstufe und die Einführung eines obligatorischen, konfessionsungebundenen Gegenstandes Allgemeine Religions- und Kulturkunde anstelle des bisherigen Religionsunterrichts“, eine „für einen säkularen Staat naheliegendste Lösung“.

„Kinder haben das Anrecht auf einen dogmatikfreien Weltanschauungsunterricht.“

ERICH EDER,
DIE GRÜNEN

Seit dem Schuljahr 1997/98 wird an zahlreichen österreichischen höheren Schulen ein Ersatzpflichtgegenstand „Ethik“ für jene Schüler als Schulversuch geführt, die an keinem konfessionellen Religionsunterricht teilnehmen. Schüler, die sich vom Religionsunterricht abgemeldet haben, müssen Ethik als „Ersatzpflichtgegenstand“ besuchen. Der Ethikunterricht ist



Die Kirche will in Österreich nicht vom verpflichtenden Religionsunterricht lassen, Ethikstunden allein würden zu einer „weltanschaulichen Verbuntung“ führen. Foto: APA/Lucia Bischof

grundsätzlich auch von Schülern ohne religiöses Bekenntnis zu absolvieren, soweit sie nicht einen Religionsunterricht ihrer Wahl besuchen. Die Grundlagen: „Der Ethikunterricht orientiert sich an den aus der Aufklärung hervorgegangenen Grund- und Menschenrechten, auf denen auch die österreichische Bundesverfassung und unser Bildungswesen basieren. Er ist daher weder wertneutral noch wertrelativistisch, ohne aber einer bestimmten Weltanschauung verpflichtet zu sein.“ Der Unterricht soll, so die Definition weiter, Schülern ermöglichen, in Fragen von Weltanschauungen, Werten und Normen zu differenzierten Beurteilungen und Handlungsmodellen zu gelangen.“

Der Kirche, über Jahrzehnte die verpflichtenden Religionsstunden in den Schulen gewohnt, passt das nicht so ganz. Bei aller positiven Sicht eines „ergänzenden“ Ethikunterrichts müsse festgehalten werden, dass in einem Land, in dem 90

Prozent der Bevölkerung einer Religionsgemeinschaft angehören, der Ethikunterricht nicht für alle Schüler verpflichtend sein könne“, meint etwa Kardinal Christoph Schönborn. Denn dies würde eine Relativierung des konfessionellen Religionsunterrichts bedeuten.“

Strukturelle Mängel

Gerade die Finanzkrise habe gezeigt, dass es schwere moralische und strukturelle Mängel in der modernen Gesellschaft gebe, so der Kardinal. Gerade in einer Krisenzeit sei die Beachtung der Grundprinzipien der katholischen Soziallehre erforderlich, wohingegen der Charakter eines Ethikunterrichts, der von einem sich „wertneutral“ verstehenden Staat eingeführt wird, noch „grundsätzlich gesellschaftlich diskutiert werden“ müsse.

Worauf der Kardinal anspielt, ist die Befürchtung der Kirche, dass der Staat Grundwerte der Ethik in den Vordergrund stellt, die der Religion ihre Glaubens-

grundlage rauben – eine Angst, die Theologe Paul Zulehner ausdrückt, wenn er vom „generellen Trend zur weltanschaulichen Verbuntung“ spricht. Nach seiner Ansicht könne man ethische Prinzipien „natürlich“ auch auf Basis eines Humanismus vermitteln. Der überwiegende Teil der Österreicher definiere laut Zulehner aber seine Ethik religiös.

Sehr konträr dazu gestaltet sich die Position der Grünen: „Alle schulpflichtigen Kinder haben das Anrecht auf einen dogmatikfreien Weltreligionen- und Weltanschauungsunterricht (Ethikunterricht), ungeachtet ihrer weltanschaulichen, konfessionellen oder geografischen Herkunft. Konfessioneller Religionsunterricht sollte nicht Aufgabe des Staates sein“, so Erich Eder, Präsident des Vereins „AgnostikerInnen und AtheistInnen für ein säkulares Österreich“ und Mitglied der Wiener Grünen. „Privilegien ausgewählter Religionsgemeinschaften sind nicht gerechtfertigt.“

Ein paar Meter Minarett



Die Schweizer haben mit ihrem Minarettverbot eine radikale Entscheidung getroffen. Konflikte um Moscheebauten gibt es auch in Österreich, und das ist nicht immer negativ. Eine Mediation in Bad Vöslau hat zu mehr Integration der Migranten geführt. In Wien schwelt der Konflikt aber weiter.

Margarete Endl

Zwei alte Schloten einer stillgelegten Kammgarnfabrik weisen den Weg vom Bahnhof zur Moschee in Bad Vöslau. Von Minaretten ist lange nichts zu sehen. Erst wenn man vor dem Gebäude steht und den Blick zum Himmel schweifen lässt, sieht man zwei zierliche Türmchen aus grün schimmerndem Glas. Hier sind sie, die Minarette, das gebaute Manifest islamistischer Eroberungsgelüste – in der Sprache der Minarettgegner.

Selfet Yilmaz deutet in die Höhe, auf die Türme. „Darüber haben wir lang diskutiert.“ Yilmaz nahm als Sprecher des Bauherrn Atib Bad Vöslau, eines türkisch-islamischen Vereins, an einem Mediationsverfahren teil, das den Unmut eines Teils der Bevölkerung beim Bekanntwerden des Bauvorhabens abfangen sollte. Man redete über Kuppel und Minarette, über Integration oder deren Fehlen und ganz grundsätzlich darüber, warum die Muslime überhaupt ein Kulturzentrum – so die offizielle Bezeichnung des Gebäudes – brauchen.

Derwisch trifft Blasmusik

Ende Oktober eröffneten Bürgermeister, zwei Pfarrer, Imam, Blasmusikkapelle und tanzende Derwische das Zentrum. Mit dabei war das Schweizer Fernsehen, das Yilmaz löcherte, wie es denn gelang, die Minarette mit der Akzeptanz der Vöslauer zu bauen. Fünf Wochen später entschied eine Mehrheit der Schweizer in einer Volksabstimmung, den Bau von Minaretten zu verbieten.

Wien, Dammstraße 37. Eine einstöckige Fassade, dahinter ein Hof mit einer ehemaligen Werkstätte, in der der nunmehrige Eigentümer Atib einen Gebetsraum eingerichtet hat. Seit Jahren will Atib die Liegenschaft sanieren. Die Baubehörde zweiter Instanz gab im Februar 2009 grünes Licht für die Renovierung und Erweiterung der Gebäude. Eine Bürgerinitiative mit dem Namen „Moschee ade“ will das Projekt vereiteln. Vor zwei Jahren organisierte sie einen Protestmarsch im Bezirk, diesen Mai krachten bei einer



Gebetsraum im Kulturzentrum in Bad Vöslau: Vorher beteten die Vöslauer Muslime in einer unbeheizten Halle in einem Hinterhof. Nun haben sie aus eigener finanzieller Kraft ein Zentrum mit Teestube, Restaurant und Gebetsraum geschaffen. Foto: Andy Urban

Demonstration Moscheegegner und Gegner der Moscheegegner aneinander. Der geplante Bau ist minarettlos. An die Stelle der einstöckigen Fassade wird ein fünfstöckiges Büro- und Wohngebäude gebaut, mit einem Veranstaltungssaal, einem Kindergarten, einer Arztpraxis, Büro und Wohnungen.

„Jeder friedlich ausgetragene und glücklich ausgestandene Konflikt bringt die Gesellschaft weiter.“

CLAUS LEGGEWIE,
POLITOLOGE

Der Bau von Moscheen hat in den vergangenen zwei Jahrzehnten an vielen Orten zu Konfrontationen geführt. Dass sich in Bad Vöslau eine fruchtbare Auseinandersetzung entwickelte, während der Konflikt in Wien weiterschwelt, liegt an der Kompromissfähigkeit der Beteiligten.

Der Politikwissenschaftler Claus Leggewie hat untersucht, wie Moscheekonflikte ausgetragen werden. „Unlösbar erscheinen Streitigkeiten, bei denen es ‚ums Ganze‘ geht – um hehre Prinzipien und den Kern der Identität einer Gruppe“, schreibt Leggewie im Buch *Moscheen in Deutschland*. Wenn es um ein „Entweder-oder“-Prinzip geht, wenn also Fremde grundsätzlich abgelehnt werden nach dem Motto „Entweder sie oder wir“, dann ist der Konflikt unlösbar. Lösbar ist ein Konflikt, wenn man sich auf ein „Mehr oder weniger“ verständigen kann. Auf ein paar Meter mehr oder weniger Minarett beispielsweise.

In Bad Vöslau gelangten im Oktober 2006 erste Meldungen, dass der Bau einer Moschee geplant sei, in die Lokalzeitungen. Als eine Zeitung den Bauplan, der eine klassische Moschee mit Kuppeln und Minaretten zeigte, veröffentlichte, brach der Wirbel los. Der Marketingberater des Bürgermeisters sagte, eine Moschee sei ein „kulturunty-

pisches Ortssignal“ und mit einer Kurstadt nicht vereinbar – außer man wolle eine Kurstadt für Türken werden. Daraufhin feuerte der Vöslauer Bürgermeister Christoph Prinz seinen Berater. Die FPÖ-Politikerin Barbara Rosenkranz ließ Flugblätter gegen die geplante Moschee verteilen, und eine sich

„Den Leuten sind die Minarette komplett egal. Eigentlich wollen sie die Türken und die Muslime nicht.“

WERNER KOSA,
BAUMEISTER

„Arbeitsgemeinschaft Europäischer Kultur“ nennende Gruppe sammelte Unterschriften gegen das Projekt. Das Zielpublikum waren, laut Petition, „Menschen, die sich durch die Errichtung eines moslemischen Kultbaues in ihrer Grundauffassung wie Heimat, Stadtbild, Religion und europäischer Leit-

kultur bedrängt fühlen“. „Unser kommende Generation wird mit einem Ausmaß an Überfremdung konfrontiert sein, wo unter Umständen eine solche Aktion nicht mehr möglich ist.“ Rund 1600 Unterschriften kamen in der 13.000 Einwohner großen Stadt zusammen.

Der Bürgermeister reagierte sofort auf die wachsende Unruhe. Er stoppte das Genehmigungsverfahren und bat die Beteiligten an den Verhandlungstisch. In einer Mediation sollten Vertreter des Bauherrn Atib Bad Vöslau und die im Gemeinderat vertretenen Parteien den dräuenden Konflikt lösen. Anfangs ging es um die Architektur. Der Plan des türkischen Architekten wurde verworfen und der Bad Vöslauer Baumeister Werner Kosa mit der Umplanung beauftragt. „Wir haben einen offenen, transparenten Zweckbau entworfen“, sagt Kosa. Der Plan wurde 28-mal abgeändert, erzählt Yilmaz, der bei der Mediation als Atib-Sprecher fungierte. „Nach jeder Sitzung haben wir umgezeichnet.“

Im Vordergrund sind eine offene Piazza mit Brunnen, Teestube und Restaurant. Der Gebetsraum ist nach hinten gerückt, daran angelehnt sind zwei gläserne Minarette, die leicht und transparent wirken. Allen Ängsten vor zum Gebet aufrufenden Muezzins wurde die Grundlage entzogen. Doch auf die Minarette verzichtet, wie von den Gegnern gefordert, haben die Bauherren nicht. Weil das Problem gar nicht dort lag.

„Den Leuten sind die Minarette komplett egal“, meint Kosa. „Eigentlich wollen sie die Türken und die Muslime nicht. Es ist schlichte Ausländerfeindlichkeit, und die Minarette werden vorgeschoben.“

„Die Ängste lagen woanders“, formuliert es Yilmaz. Nach der vierten oder fünften Mediationsitzung sei man auf die realen Probleme gestoßen. „Die Vertreter der Einheimischen meinten, die Türken wollten sich nicht integrieren und beherrschten die Sprache nicht. Ich weiß aber, welchen Effekt die pauschale Kritik am Islam nach den Anschlägen vom 11. September 2001 hatte: Die muslimischen Migranten glaubten, dass auch sie mit schiefen Augen angeschaut würden, und zogen sich immer mehr zurück.“

„Ich bin hier, ich bleibe hier“

Die Gespräche rund um das Mediationsverfahren haben die Atmosphäre verbessert. Auch die FPÖ-Vertreter hätten konstruktiv mitgearbeitet, sagt Yilmaz. „Das war eine aufrichtige Auseinandersetzung mit dem Thema, ein ehrlicher Umgang miteinander.“ Lediglich bei der Unterzeichnung des Mediationsvertrags fehlte die FPÖ.

Der Bau wurde mit einem Kredit der Volksbank Bad Vöslau finanziert, den rund 150 Leute in monatlichen Raten abzahlen. Die Nutzer haben das Gebäude größtenteils in Eigenregie errichtet. Der Bau hat die Menschen verändert, beobachtet Yilmaz. „Wenn man so ein Gebäude errichtet, sagt man damit: ‚Ich bin hier, ich bleibe hier, ich bin Vöslauer.‘“ Diese Selbsterkenntnis und die öffentliche Anerkennung für das schöne Gebäude haben zu einem Wunsch nach mehr Bildung geführt. 40 Frauen besuchen nun Deutschkurse. Früher gingen nur wenige aus der Türkei stammende Migrantenkinder ins Gymnasium, jetzt seien es zehn oder zwölf allein in Vöslau, erzählt Yilmaz.

„Der geheime Sinn von Moscheekonflikten könnte darin bestehen, dass sie unterm Strich



Die Türme, an denen sich ein Kulturkampf entzündet: Moschee in Mannheim-Jungbusch (o. li.), Islamisches Forum in Penzberg/Bayern (u. li.), Kulturzentrum Bad Vöslau (o. re.), Minarett in Telfs/Tirol (u. re.). Fotos: Immanuel Giehl, Jasarevic Architekten, APA, Marktgemeinde Telfs/Dietrich

zur gesellschaftlichen Integration beitragen“, schreibt Claus Leggewie. „Jeder friedlich ausgetragene und glücklich ausgestandene Konflikt bringt die Gesellschaft weiter.“

„Im Hof wurden mit Lautsprechern Fußballspiele übertragen. Oder türkische Musik gespielt.“

HANNELORE SCHUSTER,
BÜRGERINITIATIVE
MOSCHEE ADE

Auch in den meisten deutschen Städten ist der Moscheebau von Konflikten begleitet, einige Male ist er gescheitert. In diesen Auseinandersetzungen spielt die Architektur eine Rolle. Die Einheimischen fordern von den zugewanderten Muslimen häufig, als Beweis für ihre Integration einer klassischen Bilderbuch-Moschee abzuschwören und einen modernen Bau zu errichten. Geglückt ist das dem bosnisch-deutschen Architekten Alen Jasarevic, der in die bayrische Kleinstadt Penzberg einen aufsehenerregenden Sakralbau hingestellt hat (siehe Bild). Wenn eine Moschee im klassischen Stil gebaut wird,

belächeln Architekturkritiker sie häufig als „Heimweh-Architektur“. Doch die an Muslime gestellte Forderung nach moderner Architektur beim Bau ihrer Moschee, mit der sie erstmals provisorische Bethäuser in Hinterhöfen zurücklassen, ist eigentlich eine Überforderung.

Streit um Lärm und Parkplatz

Bei vielen Auseinandersetzungen um Moscheen spielt die Architektur gar keine Rolle. Das zeigt sich am Konflikt um die Dammstraße 37 in Wien. 1996 hat der Verein Atib die Liegenschaft gekauft und die dortige Werkstatt in einen Gebetsraum umgebaut. Bald beschwerten sich die Anrainer – rundherum sind große Wohnbauten – über Lärm. „Im Hof wurden mit Lautsprechern Fußballspiele übertragen. Oder türkische Musik gespielt“, schildert Hannelore Schuster. Sie wohnt nebenan, ist Mietervertreterin in ihrem Gemeindefohnbau und seit zwei Jahren Sprecherin der Bürgerinitiative Moschee ade. „Als Reaktion spielte jemand Tiroler Musik aus seinem Fenster. Es war ein Wahnsinn.“ Wenn es zu laut wurde, ging sie ins Zentrum und redete mit den Leuten. „Ich habe in arabischen Ländern gelebt“, sagt Schuster, „ich habe kein Problem damit,



da hineinzugehen.“ Atib hat auf die Beschwerden reagiert, das Gebetshaus abgedichtet, die Lautsprecher abgebaut.

„Manchen Leuten war egal, was wir gemacht haben – alle unsere Zugeständnisse. Es war ihnen egal.“

NIHAT KOCA,
ATIB-SPRECHER

Als 2007 die Pläne von Atib für eine Erweiterung des Zentrums bekannt wurden, formierte sich Widerstand von Anrainern. Schuster nahm mit den Bezirkspolitikern Kontakt auf. Doch nur ÖVP- und FPÖ-Vertreter hätten mit ihr geredet. Beim SPÖ-Bezirksvorsteher habe sie keinen Termin bekommen, und die Grünen wären sowieso auf Seite von Atib. So beschloss die Bürgerinitiative, deren Kern laut Schuster aus 80 Leuten besteht, eine Demonstration. Als FPÖ-Obmann Heinz-Christian Strache mit einer Schar ergebener Anhänger auftauchte, war ihnen mediale Aufmerksamkeit gewiss. Angesichts der Eskalation berief SPÖ-Bezirksvorsteher Karl Lacina Gespräche und Arbeitskreise mit Atib, Anrai-

nern und Experten der Stadtverwaltung ein. Man redete über Verkehr, Parkplätze und Lärm. Doch die Bürgerinitiative wollte längst etwas anderes. Nämlich Moschee ade. Atib sollte sich auf den nahe gelegenen Nordwestbahngründen, die im kommenden Jahrzehnt bebaut werden, ein neues Grundstück suchen. Das kommt für Atib nicht in Frage.

„Wir haben sehr viel mit den Anrainern gesprochen und sind auf ihre Wünsche eingegangen“, sagt Nihat Koca, der für Atib verhandelte. Der Hof werde komplett mit einem Glasdach überdacht, sodass kein Lärm mehr nach außen dringen könne. Parkplatzprobleme gebe es nur beim größten Besucherandrang an Freitagen um die Mittagszeit und an zwei Feiertagen im Jahr. „Wir bitten unsere Leute, mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu kommen, wir verschenken Fahrscheine“, sagt Koca. Einige Anrainer hätten sich, als die FPÖ in Erscheinung trat, von der Bürgerinitiative abgewandt. „Doch manche Leute war egal, was wir gemacht haben – alle unsere Zugeständnisse. Es war ihnen egal“, sagt Koca. Er ist enttäuscht. Die Gegner beharren auf „ade“. Atib hat die Baugenehmigung und wird bauen. Der Konflikt ist nicht lösbar.



„Das ist nicht der Gott, den ich kenne“

Die Anhänger der Schöpfungslehre liefern sich in den USA traditionell hitzige Debatten mit Vertretern der Lehrmeinung. Gläubigen Naturwissenschaftlern kommt inmitten des Gerangels eine heikle Position zu.

Alexandra Riegler Charlotte (USA)

Michael Dowd, Geistlicher und mit einer bekennenden Atheistin verheiratet, reist seit sieben Jahren als Evolutionsevangeliker durch die USA, um eine, wie er sagt, „Religion 2.0“ unter die Leute zu bringen. Sein Buch *Thank God for Evolution* (Dankt Gott für die Evolution) wird von fünf Nobelpreisträgern und einer ganzen Heerschar von Wissenschaftlern in den höchsten Tönen gelobt.

Dowds Weltsicht konzentriert sich ganz und gar auf die Evolution und kommt dabei ohne einen persönlichen Gott aus. Anklang findet das Konzept nicht nur unter Forschern. 70 Prozent des Publikums können sich bei seinen, meist im religiösen Rahmen stattfindenden Vorträgen mit der Idee anfreunden, so der Autor.

Die hitzige Debatte der Darwin-Verweigerer und Intelligent-Design-Vertreter, die entweder die Evolutionstheorie die Ursache allen Übels schimpfen oder die christliche Schöpfungsgeschichte verwissenschaftlichen, kühlt auch unter der Obama-Regierung nur langsam ab. Entsprechend kontroversiell bleibt die Frage, ob gläubigen Forschern beim Arbeiten ihre privaten Heilsansichten in die Quere kommen. „Das Thema löst bei vielen Wissenschaftlern Alarm aus, vor allem bei jenen, die nicht religiös sind“, sagt Stephen Granade, Physiker bei Advanced Optical Systems, einem Unternehmen, das unter anderem für die Nasa arbeitet.

Dutzende Meinungen

Angesichts der in den letzten Jahren ablehnenden Haltung gegenüber Themen wie embryonaler Stammzellenforschung sei dies seiner Meinung nach durchaus verständlich. Granade selbst arbeitet im Norden Alabamas, einer Kernregion des Bible Belt, der sich über den Südosten der USA erstreckt. Religiöse

Wissenschaftler würden dort kaum Irritationen auslösen.

Tatsächlich kursieren Dutzende von Spielarten zwischen Darwinismus auf der einen Seite und dessen Ablehnung auf der anderen. Francis Collins, ehemaliger Leiter des Human Genome Project und seit August Chef der National Institutes of Health, ist Genetiker und offen bekennender Christ. Sein Job an der Spitze der finanzstärksten US-Forschungsförderungsstelle hindert Collins nicht daran, seine Privatmeinung über die Anfänge des Lebens kundzutun.

Von wörtlichen Auslegungen der Bibel distanziert er sich ebenso wie von einer Schöpfung, die in sieben Tagen oder vor 6000 Jahren stattfand. Zur Entwicklung der Doppelhelix befragt, kommentiert Collins allerdings, dass es sich dabei seiner Ansicht nach um die Art und Weise handle, „wie Gottes Wort Leben entstehen ließ“.

„Man weiß aus der Quantentheorie, dass sich Wahrheit nicht in Worte fassen lässt.“

DORIS KUHLMANN-
WILSDORF,
PHYSIKERIN I. R.

Während für sogenannte „Ultra-Darwinisten“ wie den britischen Wissenschaftsautor und Biomathematiker Richard Dawkins Evolution nur mit Atheismus in Einklang zu bringen ist, lehren nahezu alle christlichen Universitäten in den USA die Evolutionstheorie. Der Unterschied zur Vermittlung an herkömmlichen Hochschulen ist, dass der christliche Gott dabei meist glorifiziert wird – für den Geistlichen Dowd ein viel zu theistischer Ansatz. Für ihn ist die Menschheitsgeschichte nicht nur untrennbar mit der Historie des Kosmos verbunden. Das Universum würde sich



Christlich-religiöse Naturwissenschaftler distanzieren sich zumeist von wörtlichen Auslegungen der Bibel. Glaube wird als Ergänzung zur Forschung gesehen, nicht als Konflikt. Foto: DPA/Hendrik Schmidt

durch den Menschen gar seiner selbst bewusst. „Wir sind die Natur, die ihre eigene Natur entdeckt“, formuliert Dowd. „Offenbarungen“ sind für ihn wissenschaftliche Erkenntnisse, womit sein Konzept eine Art Brückenschlag zwischen religiösen und nichtreligiösen Überzeugungen darstellt: eine Weltsicht, die alle vereint, weil sie auf Fakten basiert.

Glaube ohne Worte

Dass religiöse Fundamentalisten die Bibel wörtlich nehmen, ist für Doris Kuhlmann-Wilsdorf „wissenschaftlicher Nonsens“. Die gebürtige Deutsche wurde 1963 als eine der ersten Frauen als Professorin für Technische Physik an die University of Virginia berufen und ist heute im Ruhestand. „Man weiß aus der Quantenmechanik, dass sich Wahrheit nicht in Worte fassen lässt“, verdeutlicht Kuhlmann-Wilsdorf. Darin seien schließlich alle Weltreligionen vereint: „Religion ist nicht wörtlich zu verstehen“, so die Physikerin. Seit Mitte der 1970er Jahre versuche sie

ihren Studenten zu vermitteln, dass Wissenschaft und Religion zwei Seiten „einer großen Schöpfung“ seien. An der öffentlichen Debatte des Themas lässt Kuhlmann-Wilsdorf kein gutes Haar: „Es gibt eine halb offizielle Sichtweise, wonach die Wissenschaft bewiesen habe, dass es keine Seele gibt und dass es unwissenschaftlich und dumm ist, gläubig zu sein“, ist sie überzeugt.

„Beide Seiten sprechen zumeist aneinander vorbei und bringen Pseudoargumente.“

ERIC ANDERSON,
PROFESSOR FÜR
MASCHINENBAU

Für „zumeist schlecht“ hält die Auseinandersetzung auch Erik Anderson, Assistant Professor am Institut für Maschinenbau des Grove City College. „Beide Seiten sprechen zumeist aneinander vorbei und bringen Pseudoargumente“, meint An-

derson. Die Paläontologin Kate Bulinski, Assistant Professor für Geowissenschaften an der katholischen Bellarmine University in Louisville, unterrichtet das Seminar „Evolution und Kreationismus“. Heuer sind rund die Hälfte der Teilnehmer erstsemestrigere Biologiestudenten mit überdurchschnittlichem Notendurchschnitt, alle „ziemlich einverstanden mit der Evolution“, so Bulinski. Ziel sei es, Missverständnisse auszuräumen, etwa, dass der Mensch in direkter Linie vom Affen abstamme. Typisch sei auch die Behauptung, dass Evolution „nur“ eine Theorie sei. In der wissenschaftlichen Bedeutung sei das ja immerhin Faktenbasiertheit. In diesem Jahr ist nur eine Kreationistin mit dabei. „Und sie hat ihre Meinung geändert.“ Zweifel kennt Anderson nicht: „Ich glaube, was die wissenschaftlichen Daten sagen: Fossilien, die auf gemeinsame Vorfahren hindeuten.“ Warum solle ein Gott die Menschen damit an der Nase herumführen? „Das ist nicht der Gott, den ich kenne.“

Hardware, Software und
laufender Service aus einer Hand.



Das BüroKomplett Paket. Ihr voll ausgestatteter Arbeitsplatz.

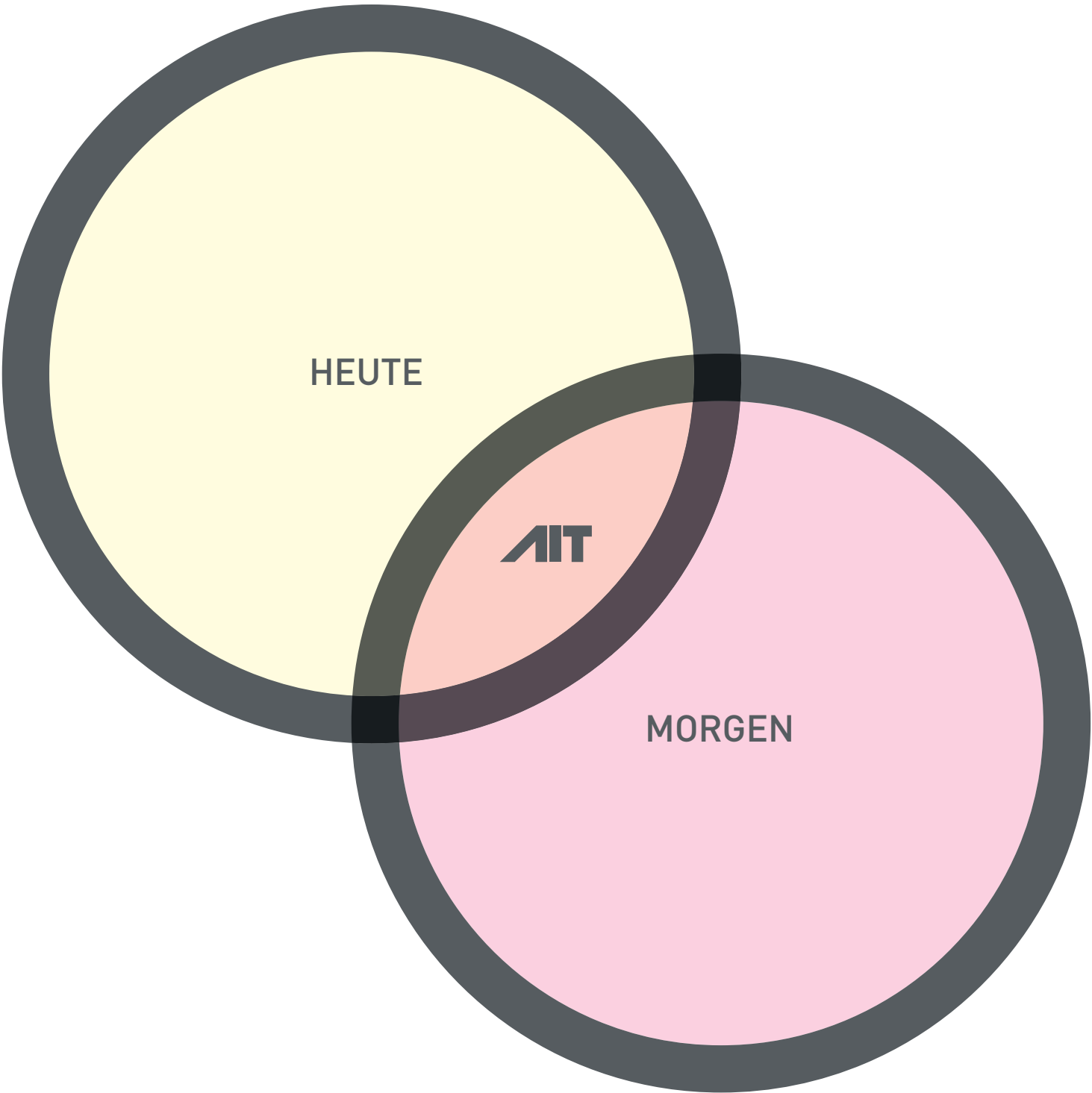
Die perfekte Ausstattung für all Ihre Arbeitsplätze erhalten Sie jetzt ganz einfach komplett aus einer Hand - mit dem BüroKomplett Paket. Ganz Ihren individuellen Bedürfnissen entsprechend stellen Sie sich damit aus den Modulen Festnetztelefonie, Mobiltelefonie und PC & Laptop die optimale Kombination für jeden Arbeitsplatz zusammen. Je nach Auslastung Ihres Unternehmens können Sie in Folge jederzeit schnell und kostengünstig Arbeitsplätze aufstocken und verändern. Auch für umfassendes Service ist natürlich gesorgt - mit rascher Unterstützung per Fernzugriff oder vor Ort. Das BüroKomplett Paket bietet Ihnen einfach alles, was Sie für einen erfolgreichen Arbeitsfluss brauchen. Und das zum Fixpreis schon ab € 59,- monatlich!*

Weitere Informationen erhalten Sie unter business.telekom.at und 0800 100 800.

* pro Monat und Arbeitsplatz bei Abnahme von mindestens 24 Arbeitsplätzen bestehend aus den Modulen Festnetztelefonie, Mobiltelefonie und PC & Laptop, wobei 1/3 dieser Arbeitsplätze mit Softphone und Support Fremdgeräte berechnet wurden. Gilt bei Mindestvertragsdauer von 36 Monaten. Preise exkl. Ust., Verbindungs- und Aktivierungsentgelte. Vorbehaltlich Satz- und Druckfehler. Stand Oktober 2009.

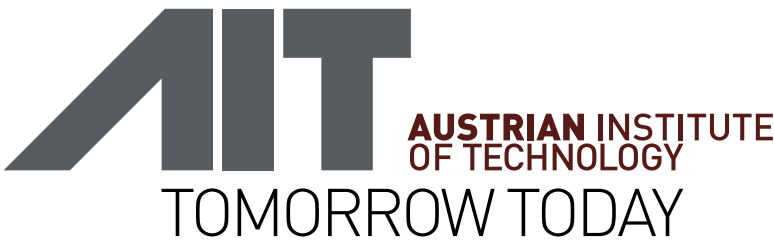


Mehr Informationen
über uns finden Sie hier:



Wenn es um bahnbrechende Innovationen geht, ist das AIT Austrian Institute of Technology der richtige Partner für Ihr Unternehmen: Denn bei uns arbeiten schon heute die kompetentesten Köpfe Europas an den Tools und Technologien von morgen, um für Sie die Lösungen der Zukunft realisieren zu können.

www.ait.ac.at



Special Wissenschaft & Forschung

Daniel Weselka: „Es geht nicht um morgen oder nächste Woche. Es geht schlicht um die Zukunft und die Position unseres Landes auf der globalen Landkarte“, erklärt der Leiter der Abteilung Natur- und Formalwissenschaften und Technik des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung.

Der Forschung eine Basis geben

Sonja Gerstl

economy: Warum ist es so wichtig, sich mit einem Thema zu beschäftigen, das auf den ersten Blick nicht gerade spannend klingt? Die Rede ist von Forschungsinfrastruktur.

Daniel Weselka: In vier Sätzen: weil dieses etwas spröde Wort wesentlich unsere Zukunft mitbestimmt. Forschungsinfrastruktur bestimmt die Qualität und Wettbewerbsfähigkeit des Innovationssystems. Eine konkurrenzfähige Infrastrukturausstattung der Bildungs- und Forschungsträger mit verbindlichen Finanzierungen sowie regelmäßiger, ergebnis- und relevanzorientierter Evaluationen ist daher ohne Alternative. Innovationen, erst recht die oft gewünschten radikalen Innovationen, lassen sich nicht planen, aber ermöglichen.

Was bedeutet das für die gerade in Entwicklung befindliche FTI-Strategie des Bundes?

Nun, auf der strategischen Ebene geht es um nichts weniger als um die Weiterentwicklung der Gesellschaft und ihrer wirtschaftlichen Grundlage. Es geht um die Materialisierung der strategischen Visionen. Das heißt um konkrete Projekte, Maschinen, Computer et cetera. Also um alles, was die Menschen, die wir ausbilden, brauchen, um konkret arbeiten zu können. Letztlich geht es natürlich auch um Geld. Diese Weiterentwicklung erfordert einerseits deutlich mehr Humanressourcen, die auf internationalem Spitzenniveau ausgebildet sind, und andererseits State-of-the-Art-Infrastruktur zur Generierung und Umsetzung von Wissen. Wissen ist eine Voraussetzung für die Beteili-

gung am globalen Wettbewerb. Wissen hat aber oft auch ein Ablaufdatum, daher Stillstand ist Rückschritt. Forschungsinfrastruktur ist unmittelbar entscheidend für den Forschungs- und Ausbildungsstandard sowie für die Qualität von Universitäten und außeruniversitären Einrichtungen und damit auch für deren Attraktivität für Spitzenkräfte.

Ist Österreich kein attraktives Land für Spitzenforschung und Innovation?

In einigen Bereichen bestimmt, aber statt über den Brain Drain zu jammern, sollten wir aktiv ein attraktives Umfeld schaffen. Wir sehen: Dort, wo das Umfeld stimmt, haben wir die besten Leute. Wir wissen: Es sind die Köpfe, die entscheidend sind. Nicht nur in den Naturwissenschaften können Stellen nur dann mit Spitzenleuten besetzt werden, wenn sie eine adäquate Infrastruktur vor Ort vorfinden und Zugang zu internationalen Einrichtungen haben. In der Praxis heißt das, dass auch die Zweit- und Drittgereichten in den Verhandlungen entsprechende Investitionen fordern. Die Besten tun sich das in der Regel nicht an, sondern setzen ein entsprechendes Arbeitsumfeld als selbstverständlich voraus.

Das heißt also, die Existenz beziehungsweise der Zugang zu erstklassiger Infrastruktur ist wesentlich für die Qualität sowohl des Forschungspersonals als auch der Forschungsergebnisse?

Genau. Man kann es nicht oft genug sagen: Der weitere Ausbau der nationalen Infrastruktur und der zugehörigen Enabling Technologies wie Hochleistungsrechner, Datenspeicher und -netze, Anlagen zur Strukturanalyse auf allen Ebenen – mikro, nano et cetera – sowie die Sicherung des Zugangs zu internationalen Spitzenforschungseinrichtungen sind entscheidend für die Wettbewerbsfähigkeit des Forschungsstandorts Österreichs.



Die gezielte Förderung von Naturwissenschaften, Mathematik und Technik ist eine unverzichtbare Basis für den Industriestandort Österreich. Foto: Photos.com

In welchen Zeitdimensionen muss man hier denken, und was ist das Ziel?

Es geht nicht um morgen oder nächste Woche. Es geht schlicht um die Zukunft und unsere Position auf der globalen Landkarte. Man braucht auch das Rad nicht neu erfinden. Auf Basis vorhandener Exzellenz und im Einklang mit den europäischen Entwicklungsplänen – der berühmten ESFRI Roadmap – müssten die Internationalisierung des österreichischen Forschungssystems als auch die adäquate Beteiligung am Europäischen Forschungsraum konsequent fortgesetzt werden. Hier ist ja auch schon einiges geschehen. Wir haben in einigen Bereichen Spitzenpositionen inne. Die gilt es zu halten und bedarfsgerecht neue zu etablieren.

Welche Schritte gilt es jetzt zu setzen?

Für das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung wäre die Fortsetzung der Forschungsinfrastrukturinitiativen I bis IV für die Universitäten im Wettbewerb und qualitätsgesichert durch Peer-

Review-Verfahren wichtig. Ebenso die Bottom-up-Initiativen an der europäischen Roadmap auf Basis vorhandener Exzellenz, Schwerpunktsetzungen der Politik und qualitätsgesichert durch europäische Auswahlverfahren. Unter Berücksichtigung der entsprechenden Ziele der Systemevaluierung, spricht: Reduktion von Komplexität, müssen keine neuen Strukturen, Plattformen, Kommissionen et cetera geschaffen werden. Sondern der existierende Dialog mit den Forschern ergänzt um eine existierende österreichweite Bestandsaufnahme könnte in eine nationale Roadmap für Forschungsinfrastruktur umgesetzt werden. Diese Roadmap wäre ein integraler Bestandteil der Forschungsstrategie des Bundes, da sie die Zielsetzung – also die Bestimmung operationalisierbarer Teilziele – mit Leben erfüllt, und würde weg von Case-by-Case-Interventionen zu einem zeitgemäßen Public Management beitragen.

An Ideen mangelt es nicht.

Ja, die Lebendigkeit der Forschungsszene ist wirklich eine

Freude. Nur, was nützt die beste Idee mit den schönsten Entwicklungsperspektiven, wenn es keine Finanzierung gibt? Genau daran wird aber jetzt gearbeitet. Als Vertrauensbasis und Perspektive seitens der Forschungspolitik wäre das vom Wissenschaftsminister in Alpbach vorgeschlagene Forschungsfinanzierungsgesetz bestens geeignet, die nachhaltige Budgetierung mit verbindlichen Quoten für Infrastrukturinvestitionen abzusichern.

Und wie sieht es in puncto Umsetzung aus?

Die Umsetzung der Roadmap ist in ganz Europa ein schwieriges Thema, aber sie ist gleichzeitig die beste Medizin gegen eine gefährliche Krankheit: die Zukunftsschwäche. Ohne einen entsprechenden Stufen- und Investitionsplan wird es nicht gehen. Dabei wird man weder um eine Auswahl noch um eine Überprüfung der Effizienz bereits vorhandener Infrastrukturen herumkommen. Ein derartiger Aufbruch zu neuen Themen wäre ein absoluter Gewinn.

Zur Person

Daniel Weselka leitet im Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung die Abteilung Natur- und Formalwissenschaften und Technik.

Special Wissenschaft & Forschung

Die Welt über unseren Köpfen

Das Internationale Astronomiejahr 2009 rückte nicht nur die Sterne, sondern auch die Wissenschaft ins rechte Licht.

Sonja Gerstl

400 Jahre, nachdem Galileo Galilei erstmals ein Teleskop zum Sternenhimmel richtete, Johannes Kepler die Planetenbewegung richtig erkannte und 40 Jahre, nachdem die ersten Menschen den Mond betraten, rief die Unesco 2009 zum Internationalen Jahr der Astronomie aus. Mit einer Vielzahl von spektakulären Ausstellungen und Events wurde auch hierzulande das Weltall entsprechend ins Zentrum gerückt.

Nachhaltiger Erfolg

Hunderttausenden Menschen konnte so eine wissenschaftliche Disziplin nähergebracht werden, die zu Unrecht ein Schattendasein führt. Thomas Posch, Professor am Institut für Astronomie der Universität Wien und Koordinator der



Tausende Menschen konnten im Internationalen Astronomiejahr bei zahlreichen Veranstaltungen in ganz Österreich einen Blick zu den Sternen machen. Foto: Siegfried Grammer

österreichischen Aktivitäten zum Astrojahr: „Der Erfolg für die Astronomie ist sicherlich nachhaltig.“ Einer der Höhepunkte waren die „100 Stunden der Astronomie“, welche Anfang

April als viertägiges Großereignis weltweit abgehalten wurden. „Wir hatten vor dem Wiener Naturhistorischen Museum zahlreiche Fernrohre aufgebaut – vom 7-cm-H-alpha-Sonnente-

leskop über 20-cm- und 28-cm-Schmidt-Cassegrain-Teleskope bis zum 46-cm-Spiegelteleskop. Hunderte Passanten blickten durch die auf verschiedene irdische und kosmische Objekte gerichteten Optiken. Um gute Sicht zu gewährleisten, wurde sogar die lokale Fassaden- und Parkbeleuchtung abgeschaltet“, erinnert sich Posch. Aber auch in den Landeshauptstädten und in den Sternwarten gab es zahl-

reiche Veranstaltungen. Posch: „Ganz besonders gefreut hat uns, dass mehr als 200 Besucher zum Tag der offenen Tür ins Leopold-Figl-Observatorium am Mitterschöpl gekommen sind. Diese Sternwarte ist nämlich nur über einen längeren Fußmarsch zu erreichen.“

Umfangreiches Programm

Auch die alljährlich stattfindende Kinderuni stand heuer ganz im Zeichen der Astronomie; an der Universität Wien fand eine Ringvorlesung – „Vom Big Bang zu bewohnbaren Welten“ – statt. Österreichweit abgehaltene Vortragsabende zu ausgesuchten und aktuellen Themen der Astronomie, ein Film über die Lichtverschmutzung („Die Helle Nacht“) und ein Buch zur selben Problematik („Das Ende der Nacht“), eine Vielzahl von Ausstellungen, ein eigenes Astro-Dramolett („Kepler, Galilei und das Fernrohr“), eine Sonderbriefmarke sowie eine 25-Euro-Jubiläumsmünze komplettierten das umfangreiche Programm.

www.astronomie2009.at

Galaktische Moleküle

Internationales Forscherteam sucht nach außerirdischem Leben.

Auf eine Spurensuche nach außerirdischen Lebensformen begibt sich eine neue, international vernetzte universitäre Forschungsplattform an der Fakultät für Geowissenschaften, Geografie und Astronomie und der Fakultät für Physik der Universität Wien. Was sich hinter dem etwas sperrigen Namen „Alternative Solvents as a Basis for Life supporting Zones in Exo-Planetary Systems“, kurz Exolife, verbirgt, ist das Bestreben, „Leben“ anders zu definieren, als das bislang der Fall ist. So gehen die Naturwissenschaften grundsätzlich davon aus, dass Leben nur in Zusammenhang mit Wasser als Lösungsmittel und Stoffwechselprozessen auf Kohlenstoffbasis entstehen kann. Eben so, wie das auf der Erde der Fall war.

Genau so gut könnte es aber möglich sein, dass außerirdisches Leben auf anderen chemischen Elementen wie zum Beispiel Stickstoff basiert und nicht zwingend Wasser, sondern andere Lösungsmittel wie etwa Ammoniak, Formamid oder Schwefelsäure für seine Entwicklung benötigt. Das



Ein internationales Forscherteam begibt sich auf die Suche nach außerirdischen Lebensformen auf Molekularbasis. Foto: Rochus Hess

versucht das Forscherteam gemeinsam mit Kolleginnen und Kollegen des Instituts für Weltraumforschung der ÖAW, der Universität Hohenheim (D), dem Observatoire de Paris (F), der Landwirtschaftlichen Universität Nitra (SK) und des astronomischen Departments der Harvard University (USA) herauszufinden.

Dabei gilt es abzuklären, welche Lösungsmittel astronomisch überhaupt infrage kommen, welche chemische Zusammensetzung exotische Lebensformen haben können und wo in den un-

endlichen Weiten des Weltalls sich derartiges Leben befinden könnte.

Ziel der Forschung im Rahmen der Plattform Exolife ist es, sogenannte Biomarker-Merkmale, welche die Atmosphäre eines potenziell „lebenstauglichen“ Exo-Planeten (also eines Planeten außerhalb unseres Sonnensystems) aufweisen müsste, zu identifizieren. Mit einem derartigen Wissen ausgestattet könnten zukünftige Weltraummissionen dann nämlich gezielt nach „Alien-Molekülen“ Ausschau halten. sog

Tor zum All

Österreich ist seit 2008 ESO-Mitglied.

Eine Sternstunde erlebte die Astronomie-Forschung hierzulande Mitte des Vorjahres durch den Beitritt Österreichs zur ESO, dem European Southern Observatory.

Die Mitgliedschaft eröffnet den österreichischen Astronomen den Zugang zu den weltweit leistungsfähigsten Teleskopen – darunter das Very Large Telescope (VLT), das in 2600 Meter Höhe auf dem Cerro Paranal in der chilenischen Atacama-Wüste stationiert ist. VLT besteht aus vier Spiegelteleskopen mit jeweils 8,2-Meter-Spiegeln. Das Licht der vier Teleskope kann zu einem sogenannten VLT-Interferometer zusammengeführt werden, womit es zum weltweit größten „Fernrohr“ wird. Österreichische Wissenschaftler haben bereits in der Vergangenheit an zahlreichen Projekten der ESO mitgearbeitet, so etwa im Bereich

der Astroseismologie oder bei der Erkundung sogenannter Roter Riesensterne.

Führende Organisation

Um die milliarden schwere Infrastruktur der ESO in Anspruch nehmen zu dürfen, muss Österreich eine Eintrittsgebühr in Höhe von 21,4 Mio. Euro bezahlen. 25 Prozent dieser Summe werden dabei als In-Kind-Leistungen erbracht. Das bedeutet, dass nicht Geld, sondern Hightech, Software und Know-how als Abgeltung geliefert werden. Zusätzlich fällt ein jährlicher Mitgliedsbeitrag von drei Mio. Euro an.

Die ESO wurde 1962 als Gegenpart zur amerikanischen Dominanz in der Weltraumforschung gegründet und hat sich mittlerweile zur weltweit führenden zwischenstaatlichen Astronomie-Organisation entwickelt. sog

Special Wissenschaft & Forschung

Frauen mit exzellentem Potenzial

Die Leistungen von Frauen in Wissenschaft und Forschung entsprechend zu würdigen und die Akteurinnen ins Licht der Öffentlichkeit zu rücken, ist die Hauptintention von „For Women in Science“.

Sonja Gerstl

She Figures 2009, die aktuelle Publikation der Europäischen Kommission zum Status quo von Frauen in der Wissenschaft, macht einmal mehr klar: Europa ist noch weit entfernt von einer Chancengleichheit zwischen Frauen und Männern. Zwar nimmt der Anteil der Doktorandinnen in nahezu allen wissenschaftlichen Disziplinen zu, trotzdem sind europaweit lediglich 30 Prozent der Wissenschaftler und 18 Prozent der höchst dotierten Professoren Frauen – und das, obwohl die Anzahl der Wissenschaftlerinnen (6,3 Prozent) in Summe mehr steigt als die der Wissenschaftler (3,7 Prozent).

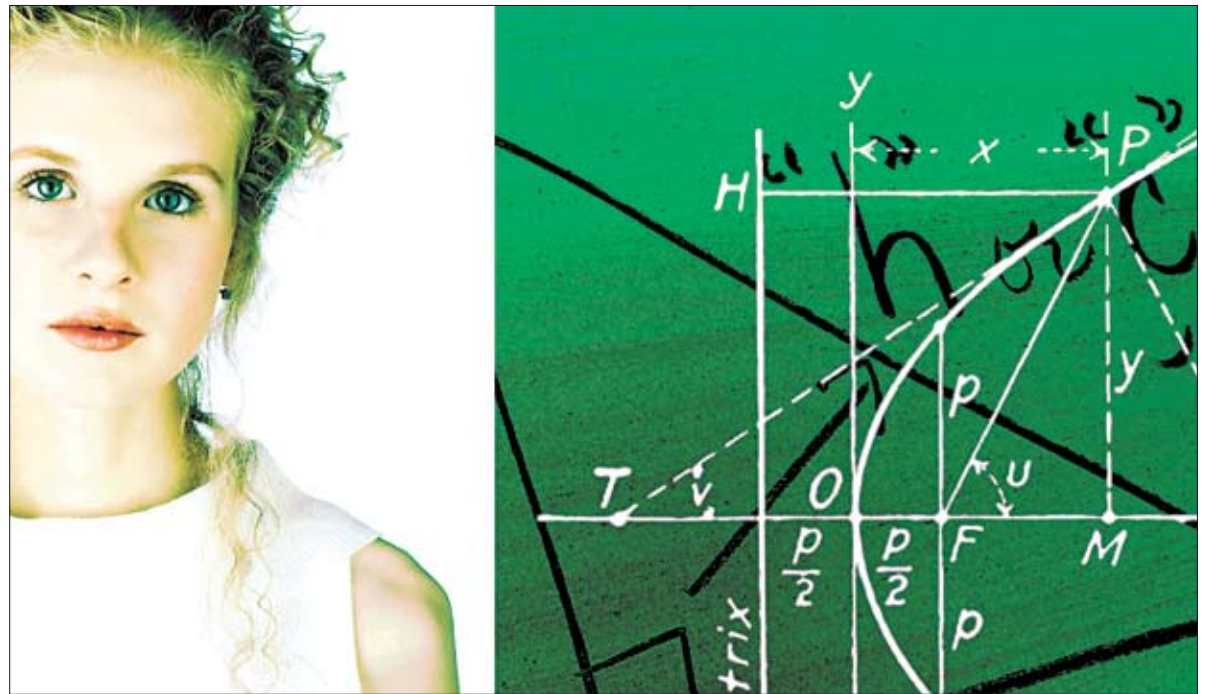
Wenig berauschend auch die Zahlen zum Wissenschaftlerinnenanteil in der Lehre: Demnach liegt dieser an den Hochschulen bei 37 Prozent, in den außeruni-

versitären Forschungseinrichtungen bei 39 Prozent und in der industriellen Forschung sogar bei enttäuschenden 19 Prozent.

Exzellente Ergebnisse

Zur Bewusstseinsbildung und Sensibilisierung, vor allem aber zur Sichtbarmachung von Frauen in der Forschung vergibt der internationale Kosmetikkonzern L'Oréal in Kooperation mit der Unesco seit mehr als einem Jahrzehnt Auszeichnungen und Stipendien für herausragende Leistungen von Wissenschaftlerinnen.

Seit drei Jahren ist „For Women in Science“ auch hierzulande vertreten – und zwar in Form von vier Stipendien, die jungen Formal- und Naturwissenschaftlerinnen zur finanziellen Unterstützung ihrer Projekte verliehen werden. Die Stipendien werden in Kooperation mit der Österreichischen Unes-



Der Beitrag von Frauen zum wissenschaftlichen Fortschritt wird außerhalb der Scientific Community immer noch viel zu wenig wahrgenommen. Foto: Photos.com

co-Kommission und der Österreichischen Akademie der Wissenschaften vergeben und seit Beginn vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung durch Verdoppelung der Mittel gefördert.

Die beiden Chemikerinnen Michaela Aigner und Christina Lexer, die Mathematikerin Kat-

ja Sagerschnig und die Verhaltensbiologin Claudia Wascher sind die diesjährigen Stipendiatinnen. Michaela Aigner steht vor dem Abschluss ihres Doktors, während Christina Lexer, Katja Sagerschnig und Claudia Wascher ihre wissenschaftliche Laufbahn bereits begonnen haben. Ausgewählt wurden sie von

einer hochkarätigen Expertenjury, die nach dem Kriterium der Exzellenz entscheidet. Die sechs Jury-Mitglieder sind Universitätsprofessorinnen und -professoren, die der Österreichischen Akademie der Wissenschaften angehören, darunter die Mikrobiologin Renée Schroeder und der Experimentalphysiker Anton Zeilinger.

Neue Projekte

Alle vier Forscherinnen wären, so heißt es in der Begründung für die diesjährigen Preisträgerinnen, durch exzellente Studienergebnisse und Publikationen qualifiziert und hätten bereits großes Engagement für Forschung und Lehre gezeigt. Die Stipendien sollen es den Wissenschaftlerinnen ermöglichen, nächste Etappen in ihren Karrieren zu erreichen sowie neue Forschungsprojekte im In- und Ausland vorzubereiten.

www.forwomeninscience.com
www.oeaw.ac.at/stipref/

Ausgezeichnete Forscherinnen

Michaela Aigner,
Chemikerin

Die 28-jährige Chemikerin arbeitet derzeit an der Fertigstellung ihrer Dissertation (auf dem Gebiet der RNA-Forschung) an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck. Dort ist sie auch seit zwei Jahren Assistentin für Forschung und Lehre am Institut für Organische Chemie. Nach Abschluss ihres Studiums will sie eine zweijährige Post-Doc-Stelle im Ausland bekommen, vorzugsweise in einem Forschungslabor in den USA, in England oder in Skandinavien. Aigners Forschungsschwerpunkt liegt auf Nukleinsäurechemie und chemischer Biologie.



Christina Lexer,
Chemikerin

Die promovierte technische Chemikerin kann auf mehrere wissenschaftliche Publikationen und eine beachtliche Anzahl von Vorträgen bei wissenschaftlichen Fachveranstaltungen im In- und Ausland – darunter USA, Mexiko, China und Frankreich – verweisen. Ihr Studium absolvierte die 29-jährige an der Technischen Universität Graz, wo sie drei Semester lang auch als Studienassistentin in der Lehre tätig war. Lexers Forschungsschwerpunkt liegt auf dem Gebiet der Polymerchemie. Mittelfristig strebt die gebürtige Tirolerin eine Universitätskarriere an.



Katja Sagerschnig,
Mathematikerin

Die 31-jährige Mathematikerin hat derzeit eine Post-Doc-Stelle an der Fakultät für Mathematik der Universität Wien inne, nach deren Auslaufen sie eine Fortsetzung ihrer wissenschaftlichen Karriere anstrebt. Sagerschnigs Forschungsgebiet ist die Differentialgeometrie, über die sie auch schon wissenschaftliche Publikationen verfasst hat. Konferenzberichte und zahlreiche Vorträge runden die bisherige Berufserfahrung von Katja Sagerschnig ab. Um ihre internationale Erfahrung zu vertiefen, plant die Wienerin nun einen längeren Forschungsaufenthalt im Ausland.



Claudia Wascher,
Verhaltensforscherin

Aktuell arbeitet die promovierte Naturwissenschaftlerin an einem Projekt, das sich der „Fairness und der Vermeidung ungleicher Behandlung bei Rabenkrähen“ widmet. Dieses wird an der Konrad-Lorenz Forschungsstelle in Oberösterreich durchgeführt, wo Wascher seit April als freie Wissenschaftlerin arbeitet. Die 27-jährige Steirerin verfügt über vielfältige Auslandserfahrungen. So etwa absolvierte sie Praxistrainings in Ägypten, Schweden, Deutschland und Spanien. Zuletzt verbrachte sie drei Monate in Australien, um dort das Verhalten der Apostelbirds zu studieren.



Special Wissenschaft und Forschung erscheint mit finanzieller Unterstützung durch das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung.

Teil 55

Die inhaltliche Verantwortung liegt bei *economy*.
Redaktion: Sonja Gerstl



KONICA MINOLTA

The essentials of imaging



Klix

Ihr günstiger
Einstieg in die
Farbwelt!

0 Cent
Scannen
ab 2,8 Cent
Drucken/Kopieren

**Keine
monatliche
Gerätemiete!**

Klixen statt kaufen! Infos auf
www.konicaminolta.at/klix



Symbolfoto

Drucken

Kopieren

Scannen

Faxen

**Alles inklusive:
Toner, Ersatzteile &
Wartungsarbeiten**

**Ab 2,8 Cent pro Seite
...und sonst nix!**

2,8 Cent pro SW-Seite gültig bei 3.000 Seiten/Monat (bei höherem Volumen niedrigerer Seitenpreis möglich), Dauer des Kündigungsverzichts: 60 Monate, zzgl. 97 € Liefergebühr, einmaliger Vertragsbearbeitungsgebühr, allfälliger Wegpauschalen und gesetzlicher Abgaben (MWSt, MVG, ARA, URA).

Technologie

„Innovation ernten“

„Smarter Planet“ im Einklang mit Infrastruktur, Daten, Unternehmensprozessen und Nachhaltigkeit. Beratungsaffine und beratungsresistente Unternehmen. Das Potenzial von Mitarbeitern und die Akronymwelten der Technologiebranche: Arnd Niehausmeier, Vice President von IBM Global Services, im *economy*-Gespräch.

Christian Czaak

Die Weltbevölkerung wächst, und sie rückt immer dichter zusammen: 2050 werden bereits 70 Prozent aller Menschen in Metropolen wohnen. Im Jahr 1900 waren es nur 13 Prozent. Für die Infrastrukturen dieser Ballungszentren bedeutet das eine gewaltige Herausforderung. Ebenso wie für Politik, Verwaltung und Unternehmen. Im Oktober trafen sich auf Einladung von IBM-Chairman Sam Palmisano internationale Entscheidungsträger aus Politik und Wirtschaft in New York, um neue Anforderungen und Lösungen zu diskutieren.

Eine wichtige Rolle spielt in diesem Zusammenhang auch das klassische Management Consulting. Anlässlich der Präsentation einer neuen internationalen Studie zum Thema Unternehmensberatung bat *economy* Arnd Niehausmeier, Vice President von IBM Global Services in Wien, zu einem Gespräch.

economy: Vor rund zehn Jahren stand IBM primär noch für Netzwerke, Server oder Laptops. Heute macht IBM die Welt und Unternehmen smarter. Es gibt also eine gesellschaftspolitische Botschaft. Was hat sich hier geändert?

Arnd Niehausmeier: IBM wird immer noch von vielen mit Hardware gleichgesetzt. Die Beratung hingegen hat sich in den letzten Jahren immer mehr in Richtung ganzheitliche unternehmerische Sichtweisen entwickelt. IBM hat mit dem Kauf von Price Waterhouse im Jahr 2001 seinen Consulting-Bereich stark ausgebaut, eben in Hinblick auf die ganzheitliche, smarte Sichtweise.

Welche Themen stehen da für IBM-Kunden aktuell im Vordergrund und welche Branchen?

Eindeutig Cost Reduction und Intelligent Cost Reduction sowie alles rund um Prozessoptimierung. Und betreffs Branchen der öffentliche Bereich, Banken und Industrie.



„Österreichische KMU sind auch im internationalen Vergleich sehr innovativ. Das gilt nicht nur für den Produktbereich, sondern auch für den Bereich Geschäftsmodelle“, so Niehausmeier. Foto: Urban

In Marketing und Vertrieb und letztendlich auch bei Produkten sowie Lösungen stand lange Zeit das technologisch Machbare im Mittelpunkt und nicht der Anwender. Hat sich das mittlerweile geändert?

Ja. Wir müssen und gehen mittlerweile von den Bedürfnissen unserer Kunden aus: Was brauchen diese, welches Problem hat der Kunde? Die aktuelle Krise verstärkt das. Es ist nicht sinnvoll, mit Lösungen zu kommen, die vielleicht in einem anderen makroökonomischen Umfeld erarbeitet wurden.

Lassen sich Unternehmen gerne beraten?

Generell lässt sich sagen: Es gibt beratungsaffine Unternehmen und solche, die meistens immer schon, eher beratungsresistent sind. Dort denkt man, das seien Scharlatane, die

nichts umsetzen. Wir von IBM wollen uns daran messen lassen, welchen Mehrwert wir für das Unternehmen generieren. Das öffnet uns dann auch in den meisten Fällen die Türen.

Was kann so ein Mehrwert sein?

Zum Beispiel wie komme ich an neue Kunden heran. IBM hat dafür eine neue Software, welche bei IBM-Research selbst entwickelt wurde. Es geht um Fragen, wie fällt der neue Konsument seine Kaufentscheidung, wie kommuniziert er – Stichwort Neue Medien, Twitter. Dabei geht es unter anderem darum, den Konsumenten direkt im Internet abzuholen.

Das bedeutet, neben B2B-Themen müssen auch B2C-Themen in der Beratung eine Rolle spielen?

Absolut. Wir müssen zum Beispiel auch mit einem Retailer sprechen: „Wie füllst du deine Regale, und was verkauft sich am besten?“ Oder: „Wie verwendest du deine Kassen, welche Informationen ziehst du daraus? Wie funktioniert Category Management?“

Und was bedeutet das für Werbung und Vertrieb in der Beratung? Stichwort Sprache und Akronyme.

Als Berater muss man sich oft den Vorwurf gefallen lassen, man könne keinen vernünftigen deutschen Satz mehr sprechen. Wichtig ist, die richtige Sprache aus der jeweiligen unternehmerischen Sicht zu sprechen, die jeweilige Kultur zu verstehen.

Wie steht es um die Entwicklung im österreichischen Mittelstand?

Österreichische KMU sind auch im internationalen Vergleich sehr innovativ. Das gilt nicht nur für den Produktbereich, sondern auch für den Bereich Geschäftsmodelle. Im Vergleich haben hierzulande Unternehmen früh begonnen, sich mit dem aktuellen schwierigen Umfeld auseinanderzusetzen und entsprechende neue Strategien zu entwickeln.

Was heißt das dann für den Bereich Technologie? Welche Themen werden nachgefragt?

SAP-Implementierung, ERP, Chain Management und der Einsatz Neuer Medien im Bereich Corporate Brands beziehungsweise im Marketing. Wie verstehe ich Konsumenten besser? Wie erreiche ich sie – Stichwort Mobilität? Oder: Markentreue, Kundenloyalität, Netzwerke. Hier brauche ich entsprechend neue und adäquat einsetzbare Technologien.

Welches Device wird gewinnen?

Gute Frage. Ich denke, das Notebook und immer mehr auch Smartphones wie Blackberry oder iPhone. Hier werden auch noch viele neue Applikationen kommen – Stichwort Mobile Working.

Welche neuen Ideen hat IBM zur Finanzierung von IT-Projekten im Zuge der Finanzkrise?

IBM hat mit Global Finance weltweit eine der größten IT-Banken. Wir können alle Arten von IT-Projekten finanzieren. Das wird immer öfter angefragt, auch als strategisches Thema.

Welche Wünsche oder Empfehlungen haben Sie an Unternehmen?

Die erfolgreichsten Unternehmen sind immer die, welche auf den Menschen und ihre Mitarbeiter hören. Das große Potenzial der Mitarbeiter erkennen und heben, ihnen vertrauen, ihnen auch Fehler zugestehen. Dann werde ich als Unternehmen Innovation ernten.



Cyber-Guerillas gegen Scientology

Eine lose über das Internet organisierte Gruppe bringt seit zwei Jahren die schnell wachsende Sekte zur Weißglut.

Emanuel Riedmann

Es sind nicht viele Fakten über die anarchische Gruppierung „Anonymous“ bekannt; weder einen Anführer noch einen Hauptsitz gibt es. Unter Insidern gilt der User „Moot“, Gründer der Internet-Plattform 4chan, als Architekt der Bewegung. Das erklärt auch den Namen „Projekt Chanology“, unter dem schon seit circa zwei Jahren Cyber-Attacken gegen Scientology laufen. Das Projekt kam ins Rollen, nachdem Scientology ein internes Werbevideo, das an die Öffentlichkeit gelangte und einen schon fast schaurig fanatischen Tom Cruise zeigte, durch Gerichtsbeschluss von der Internet-Plattform Youtube bannen ließ.

Dieser Fall von Zensur brachte die Gemüter ordentlich in Wallung. Bald wurden Hacker-Angriffe auf die Sekte gestartet, ihre Webseiten zum Abstürzen gebracht. Die Aktionen mündeten in einen Schneeballeffekt. So wurde heuer etwa die Times-Online-Wahl zur „einflussreichsten

Person des Jahres“ gehackt, sodass der vermeintliche Kopf von Anonymous, Moot, mit knapp 17 Mio. Stimmen auf Platz eins landete und die Gruppe somit weltweit bekannt wurde. Auch außerhalb des Internets gibt es Aktionen; monatliche Proteste, die größten davon in London und Los Angeles, stellen unter anderem einen Teil der Bewegung dar.

Scientology-Praktiken

Die Scientology-Sekte ist in 163 Ländern vertreten, wobei sie in einigen davon, wie zum Beispiel den USA, Italien und Slowenien, bereits den offiziellen Status einer Religion genießt. Die Sekte wächst schnell, zum Teil dank gut getarnter Rekrutierungseinrichtungen, die oft Sozialcharakter haben. Narconon heißt beispielsweise in Deutschland ein Verein, der vorgibt, Drogenmissbrauch zu bekämpfen; Criminon kümmert sich angeblich um ehemalige Kriminelle, während „Professionelles Lernen“ Nachhilfe anbietet und somit auf Kinder



Mit Humor und Guy-Fawkes-Masken machen diese drei „Anonymous“-Demonstranten auf Zensur und Gehirnwäsche bei Scientology aufmerksam. Die Sekte tobt. Foto: Anonymous

und Jugendliche abzielt. Das Ziel hinter diesen Programmen ist „ökonomisches Wachstum und Machterweiterung der Bewegung“, weiß Ursula Caberta, Sektenbeauftragte und Leiterin der Arbeitsgruppe Scientology in Hamburg. Von Anwerbungsversuchen bis hin zur Gehirnwäsche ist alles dabei.

Der Sektencharakter von Scientology wird vor allem dann sehr deutlich, wenn es um Aussteiger geht. „Leute, die zuvor Mitglieder waren, trauen sich

nicht, sich öffentlich von Scientology zu distanzieren“, erklärt Sektenexperte Thomas Gandow. Die wenigen, die es doch wagen, werden mundtot gemacht, eingeschüchtert, damit kein Insider-Wissen an die Öffentlichkeit gelangt. Das Vorgehen gegen ehemalige Mitglieder geht sogar schon so weit, dass Scientology selbst die Youtube-Accounts kritischer Stimmen wie etwa der Ex-Scientologin Tory Christman oder des Journalisten Mark Bunker hat sperren

lassen. Dass die Proteste nicht unbeachtet bleiben, zeigen auch PR-Aktionen, Klagen sowie Youtube-Videos, die direkte Reaktionen seitens der Scientology-Sekte sind. Ehrgeiziges Ziel von Anonymous ist ein Verbot von Scientology. Humor und Selbstironie spielen beim Protest ebenso eine Rolle wie Idealismus und Hacker-Wissen. Auch wenn die Scientology-Austrittszahlen steigen, hat sich das Kollektiv realistischerweise schon auf einen langen Kampf eingestellt.

Webshop in Planung und keine Ahnung vom Payment?

Profitieren Sie von der Kompetenz des Marktführers in Sachen Zahlungsabwicklung und Risikomanagement. **Die Qenta macht für Ihren Webshop das Komplizierte einfach:** Sie wählen die Zahlungsmittel für Ihr Internet-Angebot im Baukastensystem aus, entscheiden sich für ein Preismodell und starten im Internet durch.

Kein Problem! Wir beraten Sie gerne.

www.qenta.at/webshopstarten

QENTA
wirecard

Wir haben nicht das Geringste gegen bewährte Methoden. Aber wer eins und eins zusammen zählen kann, der setzt vor allem bei der Unternehmenskommunikation auf zukunftsichere Instrumente: Auf Lösungen, Infrastrukturen und Applikationen von Kapsch BusinessCom. Denn wir beherrschen das große Einmaleins moderner IT und Telekommunikation: Kommunikation in komplexen Netzwerkarchitekturen. Simultan mit vielen Gesprächspartnern. Weltweit, flexibel, unabhängig von Ort und Zeit. Das Zauberwort heißt „Unified Communications“. Und hier sind wir führend in Österreich und „Always one step ahead“, wenn es darum geht, Lösungen zu realisieren, die sich für Unternehmen rechnen | www.kapsch.net

kapsch >>>
always one step ahead

Wer damit noch Bilanzen erstellt,
darf zu unseren Kommunikationsnetzwerken
auch „Telefonanlage“ sagen.



Kapsch BusinessCom



Technologie

August-Wilhelm Scheer: „Es kommt darauf an, das Gleichgewicht zwischen Struktur und Flexibilität zu finden. Natürlich braucht man Organisationsstrukturen, weil man sonst ins Chaos abgleitet. Aber man darf nicht überregulieren, weil man sonst in Bürokratie versinkt und die Innovationskraft abtötet.“

Der Jazz der Geschäftsprozesse

Gerhard Scholz

1975 gründete August-Wilhelm Scheer als Professor an der Universität Saarbrücken das Institut für Wirtschaftsinformatik. Schwerpunkt seiner Forschung war das Informations- und Geschäftsprozessmanagement.

1984 gründete er als Spin-off seines Instituts die IDS Scheer GmbH, die 1999 in eine börsennotierte AG umgewandelt wurde. Auf Basis seiner Forschung entwickelte er die wissenschaftliche Grundlage für das Aris-Konzept und die darauf aufbauende Aris-Software. 2008 erwirtschaftete das Unternehmen mit weltweit 3000 Mitarbeitern einen Umsatz von knapp 400 Mio. Euro.

economy: Welchen zentralen Ansatz verfolgen Sie mit Ihrem Business Process Management (BPM)?

August-Wilhelm Scheer: Wir erleben einen großen Wandel in den Organisationsparadigmen: vom Taylorismus, der Arbeitsabläufe in immer kleinere Schritte zerlegt und im vorigen Jahrhundert lange Zeit vorherrscht hat, hin zu einer ganzheitlichen Prozessbetrachtung. Der Grund liegt in der Informationsverarbeitung: weil man mehrere Tätigkeiten wieder an einem Arbeitsplatz macht. Viele Funktionen, die man früher auf verschiedene Personen verteilt hat, kann man wieder bündeln und in einem Ablauf erledigen, weil die Technik weiter ist.

Und dieser ganzheitlichen Prozessbetrachtung unterziehen Sie das ganze Unternehmen.

Genau, denn das, was – unterstützt durch die Informationstechnologie – an einem einzelnen Arbeitsplatz passiert, sehen wir auch im gesamten Unternehmen: dass man die einzelnen Teile, die man auf Abteilungen zerstreut hat – und das Wort Abteilung ist ja schon selbsterklärend: man teilt ab –, wieder in einen Zusammenhang bringt und dadurch den gesamten Ablauf vom Anfang bis zum Ende

durchorganisiert. Und das ist die Idee, die wir verfolgen.

Was unterscheidet die von Ihnen entwickelte Aris-Software von ähnlichen Programmen?

Die Software basiert ja auf einem theoretischen Konzept. Ich habe zuerst ein Buch geschrieben, anschließend haben wir die Software entwickelt. Dahinter steht also ein Rahmenkonzept; und das ist von der Konkurrenz schwer zu kopieren. Die Benutzeroberfläche oder so was, das kann man nachmachen, aber der Gedankengang, der dahintersteht, ist schwer zu kopieren. Insofern haben wir eine einzigartige Stellung.

Und was ist das Besondere an dieser Software?

Das Besondere ist der Ansatz, dass man Organisationsprobleme nicht von der Technologie her betrachtet. Sonstige Informationsverarbeitung ist ja immer sehr technologieorientiert; da geht es um neueste Datenbanksysteme oder die neueste Programmiersprache. Wir hingegen schauen, was man mit dieser Technologie eigentlich macht. Bei uns geht es vor allem um die Performance: Wie kann man den Nutzen messen, einen Prozess bewerten und Prozesse durch Verkürzung und Verschlankung optimieren?

Was hat den Wissenschaftler 1984 bewegt, mit dieser Idee ins Geschäftsleben einzutreten?

Sie müssen sehen: Das war damals höchst ungewöhnlich; vor 25 Jahren war ja die Kluft zwischen Wirtschaft und universitärer Forschung noch viel größer. Ich hatte in Saarbrücken ein großes Forschungsinstitut mit 70 Mitarbeitern, das ich von null weg aufgebaut hatte. Doch in der Forschung kam ich immer nur bis zum Prototyp eines Software-Systems; das war aber nie wirklich stabil und musste es auch nicht sein. Es gab zudem keine Strategie, es weiterzuentwickeln. Aber ein Produkt für den Markt muss



August-Wilhelm Scheers private Leidenschaft gilt der Jazzmusik; mit Begeisterung spielt er das Bariton-Saxofon. Foto: Wilke

stabil sein, weil ständig Tausende von Benutzern damit arbeiten. Deswegen braucht man, um ein Produkt zu entwickeln, eine andere Organisationsform.

Aber noch mal gefragt: Warum haben Sie das selber in die Hand genommen?

Ganz einfach: weil ich keinen

anderen gefunden habe, der es machen wollte. Ich habe damals versucht, Industriepartner zu finden, die meine Idee umsetzen könnten. Aber die haben gesagt: Ja, die Idee ist sehr schön, aber da müssten wir investieren, und wir haben schon intern mehr Ideen, als wir umsetzen können. Da hab ich gesagt: Okay, wenn

die es nicht wollen, und ich glaube an die Sache, muss ich es eben selber machen; und da habe ich die IDS Scheer GmbH gegründet.

Nun, Sie mussten ja auch investieren. Wie haben Sie die Finanzierung geschafft?

Ich hatte gerade nur 50.000 Deutsche Mark, um die GmbH zu gründen, aber ich hatte ein sehr gutes Geschäftsmodell: nämlich, dass man mit Consulting anfängt und dann die Rückflüsse aus dieser Beratungstätigkeit zur Entwicklung von Produkten einsetzt. Der Vorteil ist, dass man so schon ständig Kundenkontakt hat. Ich halte nicht so viel von den Modellen mit Venture Capital, wo man erst einmal zwei, drei Jahre im stillen Kämmerchen etwas entwickelt und hofft, in die nächste Finanzierungsrunde zu kommen. Das ist der falsche Fokus: Der Erfolg ist nicht, den Financier zu überzeugen, sondern der Erfolg ist, den Kunden zu überzeugen, der hinterher auch kauft.

Und Ihre Idee und Ihr Geschäftsmodell sind von Anfang an durchgestartet?

Ja; der Grund war natürlich auch, dass wir als Erste auf dem Markt waren. Und vor allem: Die Idee war neu. Das ist auch notwendig, sonst gibt es ja keinen Grund für ein neues Unternehmen. Wenn ein Unternehmen genau dasselbe macht, was andere auch schon haben, fragt man sich doch, was das soll. Also, man muss schon was Neues haben. Dann haben wir auch Kunden bekommen, die so ähnlich dachten wie wir. Auch wenn wir Daimler oder SAP als erste Kunden hatten, waren unsere Ansprechpartner im Grunde einige wenige Personen. Teilweise kamen die sogar von unserem Institut, hatten also die gleiche Denkweise wie wir.

Man kann also sagen, dass Sie selbst zum einen mit Forschung und Lehre und zum

Technologie

lichen Aktivitäten dieses Feld aufbereitet haben.

Ja, und ich habe das ja immer parallel betrieben; ich bin aus meinem Universitätsjob erst vor drei Jahren emeritiert worden. Dadurch hatte ich immer einen leicht distanzierten Blick auf das Unternehmen; ich konnte immer abgleichen, was die Trends in der Wissenschaft sind und was die IDS macht. Mit Blickrichtung vom Unternehmen auf das Forschungsinstitut konnte ich sehen, ob das, was in der Forschung gemacht wurde, eine Chance hatte, umgesetzt zu werden; und umgekehrt konnte ich sehen, ob das, was wir bei der IDS machten, veraltetes Zeug war oder noch auf der Höhe der Zeit.

Wie beurteilen Sie im Rückblick den Börsengang Ihres Unternehmens 1999?

Es war absolut richtig, an die Börse zu gehen, weil das Unternehmen damit einen wesentlich höheren Bekanntheitsgrad erreicht und von der Wirtschafts- und Finanzpresse stärker beachtet wird. Das Geld, das dadurch hereinkommt, muss man allerdings vernünftig einsetzen. Wir sind ja kurz vor dem Höhepunkt der Internet-Blase an die Börse gegangen. Viele Unternehmen haben damals andere Unternehmen zu weit überhöhten Preisen gekauft und damit das Geld gleichsam aus dem Fenster geschmissen. Das haben wir nicht gemacht; wir haben sorgfältig überlegt, welche Unternehmen wir zukaufen wollten, und haben das auch ganz gut hingekriegt.

Welche Auswirkungen brachte die Börsennotierung für das Unternehmen mit sich?

Der Druck ist dadurch natürlich enorm gestiegen, weil jedes Quartal berichtet werden muss. Aber das ist auch heilsam, weil das Unternehmen ständig unter Kontrolle ist. Man muss nur aufpassen, dass das nicht auf Kosten der mittel- und langfristigen Entwicklung geht. Aber man kann mit den Analysten reden und ihnen die Entwicklungsvorhaben und Investitionen kommunizieren. Dann kann die Ebitda-Marge kurzfristig ein bisschen runtergehen, aber man muss in ein, zwei Jahren auch die Zahlen liefern, die man versprochen hat. Dieses Zuverlässigsein-Müssen hat eine sehr heilsame Wirkung auf das Unternehmen.



„Ich wollte in Form handfester Produkte meine Forschungsergebnisse dem Härtesten aussetzen und beweisen, dass sie der Prüfung des Marktes standhalten“, beschreibt August-Wilhelm Scheer seinen Weg in die unternehmerische Selbstständigkeit. Foto: Andy Urban

Sie weisen gerne auf die Analogie zwischen Jazz und Unternehmensführung hin. Was haben Prozesse und improvisierte Musik gemeinsam?

Dass es darauf ankommt, das Gleichgewicht zwischen Struktur und Flexibilität zu finden. Natürlich braucht man Organisationsstrukturen, weil man sonst ins Chaos abgleitet. Aber man darf nicht überregulieren, weil man sonst in Bürokratie versinkt und die Innovationskraft abtötet. Und wie im Jazz gibt es auch in der Unternehmensführung kein einfaches Textbuch, aus dem man alles lernen kann. Ich vergleiche Unternehmensführung mit Jazz, weil beide eine Gesamtleistung erzeugen und dafür das Zusammenspiel und die Kreativität unterschiedlicher Menschen brauchen. Beim Jazz übernimmt jeder Musiker Verantwortung für den Gesamtklang, hat aber in der Ausgestaltung seines Parts großen Freiraum und kreative Freiheit.

Und umgelegt auf Geschäftsprozesse bedeutet das?

Auch in modernen Organisationen brauchen wir einerseits ein Gerüst, das die Prozesse

festlegt, andererseits müssen wir aber noch so viele Freiheiten haben, dass man auch Abweichungen davon organisieren kann. Deswegen hat ein gutes Workflow-System immer auch ein Exception-Handling; dass man also Ausnahmeregel machen kann oder die Prozesse im Rahmen einer generellen Struktur ad hoc festlegt. Man hat zwar ein Rahmenkonzept, wie ein Kundenauftrag bearbeitet wird, aber wenn ein Auftrag kommt, erhält der seine individuelle Beschreibung ad hoc, weil er ja ganz eigene Eigenschaften und Anforderungen hat.

Sie würden dann, analog zur Jazz-Terminologie, von Improvisation sprechen.

Ja, das ist genau wie beim Jazz. Wenn die eine Lösung nicht funktioniert oder man einen Fehler gemacht hat, dann liegt vielleicht die richtige Lösung nur knapp daneben. Wenn man meint, man habe einen falschen Ton gegriffen, braucht man nur einen Halbton höher oder tiefer zu gehen, und der passt dann schon wieder zu der Harmonie. Das ist ein wichtiger Punkt: dass man nicht bürokratisch sagt, Projekt aufsetzen, so und so ist

die Aufgabe, und wenn es nicht klappt, geh ich wieder zum Start zurück, sondern dass man überlegt, wo können Lösungen in der Nähe liegen, die besser funktionieren als die ursprüngliche.

Wie bei dem von Ihnen oft zitierten Beispiel Honda.

Genau so. In den 90er Jahren plante Honda den Markteintritt mit schweren Motorrädern in den USA. Ein Team wurde losgeschickt, war aber nur mit geringem Budget ausgestattet; deswegen nahm es für die eigene Fortbewegung lediglich Leichtmotorräder mit. Da in den USA durch Marken wie Harley Davidson bereits ein erfolgreicher heimischer Markt für schwere Maschinen bestand, war es für Honda schwer, in dieses Marktsegment einzudringen. Das Team merkte aber, dass Leichtmotorräder ein Erfolg sein könnten. Daraufhin wurde die ursprüngliche Strategie spontan geändert, und Honda konnte in dem neu anvisierten Marktsegment erfolgreich punkten.

Sie betreiben Ihr Saxofonspiel mit viel Enthusiasmus. Machen Sie das auch für Ihre persönliche Entwicklung?

Schon, denn der Mensch ist ja mehrdimensional; jeder hat mehrere Seiten an sich: berufliche, private, gesellschaftliche, individuelle. Und man kann die Dinge ja nicht nacheinander machen, sondern nur parallel. Bei mir gibt es die wissenschaftliche Seite, dann die unternehmerische, etwas die politische und zusätzlich auch die künstlerische Seite. Ich mache das unheimlich gerne. Es ist auch ein wenig Teil meines Anti-Aging-Programms, weil beim Jazz muss man schnell denken, man hat eine emotionale Beziehung zur Musik und man muss die Motorik beherrschen. Und man kann das bis ins hohe Alter machen.

Sie sind jedenfalls schon deutlich älter, als es John Coltrane geworden ist.

Das stimmt; und den Charlie Parker hab ich sogar schon verdoppelt.

www.professor-scheer-bpm.de

Die Langversion...

...des Interviews finden Sie auf:
www.economy.at



Geheiligt sei der Name: Kirche als Marke

Im Vergleich zu ihr sind Coca-Cola, Google, Nokia, Microsoft und Amazon blutige Anfänger. Denn die katholische Kirche beherrscht das Branding meisterhaft. Und praktiziert das schon seit über 2000 Jahren.

Ralf Dzioblowski

Papst Benedikt XVI., in Personalunion – Stellvertreter und Chef des größten Unternehmens der Welt mit rund 1,13 Mrd. Mitgliedern, 407.000 Priestern und 815.000 Ordensleuten (Stand 2008), verkündete kurz nach seinem Amtsantritt auf dem Kölner Weltjugendtag 2006: „Habt keine Angst vor Christus! Er nimmt nichts, und er gibt alles. Wer sich ihm gibt, der erhält alles hundertfach zurück.“ Natürlich hatte der Unfehlbare, zu dessen Besuch Nippes aller Art gefertigt wurde, darunter auch solcher, bei dem nur „4711“ eine Ohnmacht verhindern konnte, mit diesem Versprechen recht behalten.

Joseph Ratzinger war auf einmal nicht mehr der strenge Glaubenswächter, sondern der lächelnde Weltdenker, und jeder wollte ein bisschen Papst sein, selbst mancher von den Evangelischen. Die anderen, die Unbegeisterten, mussten erklären, warum sie sich so hartnäckig dem Papstsein verweigerten, dem guten Schuss Katholizismus im Leben, mit Barock und Kirchenmusik, Latein, Weihrauch und Werten. Die Welt war voller Begierdekatholiken, die sich oft päpstlicher aufführten als die echten, die ahnten, dass es weitergehen würde wie bisher mit ihrer Kirche, der in jeder Richtung staunenswerten. Angenommen, man wäre 2006, im Jahr der Fußball-WM in Deutschland, ein papstkritischer Fußballhasser gewesen: Das Jahr wäre medienmäßig ein Annus horribilis gewesen.

Wunder der Markenführung

Auch wenn man der katholischen Kirche skeptisch gegenübersteht, eines lässt sich nicht verleugnen: Sie ist eine starke Marke, die je nach Charisma ihres Oberhirten, an (Medien-)Präsenz gewinnt. Vom Marken-

versprechen – Sicherheit, Entlastung, Beständigkeit – bis zum Corporate Design stimmt, darin sind sich Experten strategischer Medienkommunikation einig, einfach alles.

Der Medienphilosoph Bruno Ballardini vertritt in seinem Buch *Jesus wäscht weißer* sogar die These, dass die heilige Mutter Kirche alle wesentlichen Elemente des modernen Marketings erfunden habe. Dazu zählen unter anderem: ein einzigartiges Produktversprechen plus enge Kundenbindung – „Du sollst neben mir keine anderen Götter haben“. Außerdem unzählige Testimonials, die die Markenbotschaft unaufhörlich verbreiten, erst Jesus, dann die Evangelisten, die Kirchenväter, die Päpste und die Heiligen. Und mit dem Kreuz, dem zum Heilssymbol umgedeuteten Folterinstrument, ein einprägsames Markenzeichen, in Abermillionen Kopien reproduziert. Nicht zuletzt dank eines attraktiven, haltbaren und reparaturfreundlichen Produktes: Erlösung lässt sich immer wieder erlangen, wenn auf die Sünde die Beichte folgt.

„Priester leben von der Narkotisierung menschlicher Übel“, deklamierte schon Friedrich Nietzsche, für den Gott zwar tot war, der aber wusste: „Wen Gott lieb hat, den züchtigt er.“ Auch über Produktzyklen musste sich der Klerus nie Gedanken machen, was aber nicht heißt, dass er nicht mit der Zeit ging. Aus der einstigen Verfolgerin von Andersgläubigen ist eine Instanz der Offenheit und der Verständigung geworden, die ihrerseits von Zerstörern der Religions- und Gedankenfreiheit verfolgt wird – sich zumindest so gibt. Auch hat sich keine andere Organisation Einflüsse von außen so elegant zu eigen gemacht wie die katholische Kirche und sich als Profi im Merchandising gezeigt. Was früher Bibel und Marienbild-



„Der Sinn der Kirche ist der Mensch – und nicht umgekehrt“, wusste Karl Rahner, deutscher Theologe und Religionsphilosoph. Ob das der Wiener Kardinal Schönborn auch so sieht? Foto: APA/Pfarrhofer

chen waren, sind heute „Papa-Devotionalien“, vom Pilger-Set und Benedikt-T-Shirt bis hin zum Papst-Schnitzel, das mit anderen Geschmacklosigkeiten auf Ebay zu ersteigern war.

Auf der noch wichtigsten Banknote der Welt hat „er“ sich ja auch verewigt. Wobei wir beim Wichtigsten sind. „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“ Das sagte Jesus in seiner als radikal geltenden Bergpredigt, nachzulesen im Matthäusevangelium. Die Kirche will natürlich Gott dienen, kommt aber ohne den Mammon nicht aus. Schließlich wirkt sie im Diesseits, und hier wird nach wie vor in Euro und Cent abgerechnet. Also muss sie sich auch mit Geld und der Anlage desselben beschäftigen. „Hüte dich vor spekulativen Geschäften“, heißt es zwar in den Kirchenrichtlinien. Genützt hat die War-

nung wenig. Es hat sich gerächt, dass sie – als Expertin für Moral – in Zeiten rückläufiger Kirchensteuereinnahmen „etwas mutiger“ auf den Finanzmärkten geworden ist.

Papst und Papstin

Geschmeidigkeit bei gleichzeitig hartnäckigem Festhalten an katholischen Dogmen sorgt für ein scharfes Profil. Damit unterscheidet sich der Konzern deutlich vom großen Konkurrenten, der in Deutschland nun mit Margot Käßmann über eine „Papstin“ verfügt. Die evangelische Kirche ist so aufgeklärt, dass kaum noch einer weiß, was eigentlich evangelisch ist. Die Öffnung zur Welt, das klingt gut, ist aber auch riskant. Die Kirchen müssen – vom Auftrag ihres Gründers Jesus her – widerständig zum Betrieb der Welt sein. Sie sollen gegen das

allzu Gängige und Machbare das Störende und Verstörende des Gottesgeheimnisses setzen. Eine Kirche „light“ ist dann am schwächsten, wenn sie als „Wirauch-Kirche“, wie schon Kurt Tucholsky spottete, dem Zeitgeist hinterherjapst. Vor allem aber fehlt ihr das zentrale Marketing. Seit der Wahl von Papst Benedikt spüren die deutschen Protestanten das besonders schmerzlich. Und flirten mit dem Katholizismus.

Die Katholiken nehmen es gelassen und weisen Annäherungsversuche der anderen Seite freundlich, aber bestimmt zurück, etwa beim Projekt Ökumene. Schließlich ist diese überkonfessionelle Kooperation für den Markenführer ungefähr so sinnvoll wie ein gemeinsamer Arbeitskreis von Coca-Cola und Pepsi.



Mit dem Scheckheft ins Himmelreich

Einnehmenden Fernsehpredigern erschließt sich in den USA bisweilen ein millionenschweres Business. Fragwürdige Geschäftsmethoden stellen für viele von ihnen keinen Widerspruch zum Glauben dar.

Alexandra Riegler Charlotte (USA)

Die Sache mit dem Privatjet ist einigen Anhängern doch im Hals stecken geblieben. Vor drei Jahren wandte sich Benny Hinn, exaltierter TV-Prediger, christlicher Charismatiker und vermeintlicher Wunderheiler, an seine Unterstützer, um 6000 von ihnen zu einer Spende von tausend Dollar zu bewegen.

Davor soll Hinn ein Consulting-Unternehmen beauftragt haben, das ideale Verkehrsmittel für ihn auszumachen. Weil die Berater befanden, dass ein Gulfstream-Jet der Serie IV (Kostenpunkt rund 35 Mio. Dollar) die ideale Wahl sei, bat Hinn seine Gemeinde für einen Teil der Anzahlung zur Kasse, nicht jedoch ohne eine Belohnung in Aussicht zu stellen.

Jeder Spender sollte ein Miniaturmodell des Flugzeugs und seinen Namen im Inneren von Dove One eingraviert bekommen. „Seid gewiss, dass sich für jene, die dem Herrn gehorchen, der Himmel weit öffnet“, fügte Hinn in dem Rundschreiben schließlich noch für die Unentschlossenen hinzu.

Lukratives Geschäft

Hunderttausende treibt es in den USA jedes Jahr zu den „Wunderkreuzfahrten“ Hinns: zumeist in Sportstadien veranstaltete Riesengottesdienste, allesamt mit dem fixen Programmpunkt einer Wunderheilung. Bei Veranstaltungen in Indien soll, so die Angaben seiner Kirche Benny Hinn Ministries, auch schon einmal eine Mio. Menschen gekommen sein. Hinn betreibt Missions- und Waisenhäuser, spendet für Tsunami- und Wirbelsturmopfer.

Den Anfang nahm die Karriere des in Israel geborenen Sohns griechischer Eltern, als er in den 1970er Jahren die Tochter eines Predigers in Florida heiratete und ins Familiengeschäft einstieg. Seine Fernsehsendung

This Is Your Day! (Das ist dein Tag) wird heute in gut 200 Ländern ausgestrahlt. Interviews gibt Hinn selten. Für das Geld mache er seine Arbeit nicht, verriet Hinn zuletzt in einem Interview für den US-TV-Sender ABC. Sein Unternehmen, als Kirche eingestuft und daher steuerbefreit, soll Schätzungen zufolge jährlich rund 100 Mio. Dollar an Spenden einnehmen. „Wenn ich ein Betrüger wäre, würde ich ihnen (den Anhängern, Anm. d. Red.) auf jeden Fall das Geld zurückgeben“, gibt sich Hinn allzu simpel.

„Wenn ich ein Betrüger wäre, würde ich ihnen auf jeden Fall das Geld zurückgeben.“

BENNY HINN,
TV-PREDIGER

Seine Messen folgen einem strikten Muster. Mithilfe von Musik und repetitiven Lösungen wird die Stimmung auf den Höhepunkt, die Wunderheilung, hingetrieben. Kurz davor beginnen Helfer mit der Verteilung von Kuverts für die Kollekte, und Hinn instruiert von der Bühne herunter die korrekte Verwendung von Kreditkarten: „Oben tragt eure Kartennummern ein. Vergesst nicht, unten zu unterschreiben.“

Heilungsspektakel

Die Fähigkeit zur Heilung Kranker behauptet Hinn über die Gabe der Salbung zu erhalten. In der charismatischen Christenbewegung wird darunter eine Art heilige Atmosphäre verstanden, die von einem Priester ausgehen soll, durch den der Heilige Geist wirkt. Wie das funktioniert, könne er nicht erklären, beteuert Hinn immer wieder. Er hätte seine Gabe überhaupt erst bemerkt, als ihm



Viele Messen folgen einem strengen Muster: zuerst die Kollekte, danach die vermeintlichen Wunderheilungen. Foto: Photos.com

die Leute von den Wunderheilungen berichteten. Tatsächlich werden potenzielle Heilungskandidaten bei Hinns Veranstaltungen gezielt ausgesucht. Offensichtlich hoffnungslose Fälle wie etwa querschnittsgelähmte Rollstuhlfahrer haben kaum Chancen, auf die Bühne zu Hinn

zu kommen, wo dieser oft wild gestikulierend seine Zeremonie betreibt. Dass die meisten Leute nach Hinns Berührung sogleich nach hinten kippen oder gar in einer Art Rückwärtssalto durch die Luft wirbeln, dürfte Wissenschaftlern zufolge einem religiösen Hochgefühl zuzuschreiben

sein. Medizinische Nachweise über Heilungen stehen bis heute aus. Dass Hinn Tausende Verzweifelte, die bei den Veranstaltungen unter Tränen die Arme in die Luft strecken und auf Heilung hoffen, für ihre Chance bezahlen lässt, bringt ihm zwar scharfe Kritik ein. Der Begeisterung seiner Anhänger tut dies allerdings keinen Abbruch.

Hinns Mischung aus Showmaster-Starkult und aufwendigem Lebensstil rief in den USA etwa den republikanischen Senator Chuck Grassley auf den Plan, der untersuchte, ob Spenden von Hinn und fünf weiteren sogenannten Televangelisten zur persönlichen Bereicherung verwendet werden. Doch Hinn kooperierte willig mit Grassley, Ermittlungen brachten nichts Widerrechtliches zutage.

Wohlstand für die Seinen

Während in Europa Religionskanäle neben Teleshopping-Sendern unter ferner liefen rangieren, sind Fernsehprediger in den USA Teil eines riesigen Marktes. Als Erstem gelang dem katholischen Erzbischof Fulton Sheen Anfang der 1950er Jahre der Wechsel vom Radio ins Fernsehen. Als wichtigster Prediger des 20. Jahrhunderts gilt der charismatische Südstaatler Billy Graham, der den Höhepunkt seiner Karriere in den 1970er Jahren erreichte.

Zu den Großen von heute zählt unter anderem der Texaner Joel Osteen, Strahlemann und Pastor der Houstoner „Megachurch“ Lakewood Church. Der Unterschied zum strengen und schrifttreuen Graham könnte nicht größer sein. Osteen predigt eine Art christliche Wohlfühlreligion, die auf die Rechtschaffenheit im Menschen zielt und als Belohnung unter anderem finanziellen Erfolg in Aussicht stellt. „Gott will, dass du ein Gewinner bist, kein Jammerer“, so ein Motto Osteens. An die 40.000 Besucher kommen am Wochenende zu den Gottesdiensten nach Houston, im TV verfolgen Osteen jeden Monat bis zu 25 Mio. Zuseher. Dass er im Fernsehen nicht um Geld bittet, bedeutet nicht, dass seine Anhänger nicht großzügig spenden. Die wöchentliche Kollekte allein soll rund eine Mio. Dollar einbringen.



Wenn es im Klingelbeutel scheppert

Die Verzahnung von Religion und Wirtschaft ist komplex. Von der Kirchensteuer bis zur Einforderung eines religiös fundierten Wirtschaftsethos spannt sich der Bogen der Religionsökonomie.

Arno Maierbrugger

Der Kirchenbeitrag, eine leidige Geschichte. Das sogenannte Kirchenbeitragsgesetz, nach wie vor die Haupteinnahmequelle der katholischen und evangelischen Kirche, geht in Österreich auf einen Beschluss der Nationalsozialisten für die „Ostmark“ aus dem Jahre 1939 zurück, der nach 1945 einfach in die österreichische Rechtsordnung übergang. Hitlers Erbe also.

Allein für die Erzdiözese Wien betragen die Einnahmen aus dem Kirchenbeitrag laut „Rechenschaftsbericht“ 2008 rund 93 Mio. Euro, dazu kamen neun Mio. Euro an „Staatsleistungen“ und sieben Mio. an sonstigen Einnahmen. Der reine Gehaltsaufwand für Personal (Priester, Pastoralassistenten und Pfarrpersonal) betrug mehr als ein Drittel davon. Weitere rund zehn Mio. Euro verschlangen Pensionsleistungen, Abfertigungsrückstellungen und Krankenkassenzahlungen. Zum Vergleich: Der Sachaufwand für die Caritas betrug 1,4 Mio. Euro. Steuerleistung der Diözese: null Euro.

Die Finanzierung von Religion ist ein so altes Feld wie die Religion an sich. Zugrunde liegt die Annahme, dass religiöse Handlungen als Dienstleistungen verrechnet werden können, worin sich die Religionsökonomie begründet. Man kann dies nun verwundert zur Kenntnis nehmen oder auch lapidar erkennen, dass es nichts umsonst gibt, nicht einmal das Seelenheil.

Religionsökonomie trieb bekanntlich zu früheren Zeiten ihre Blüten: Mit den sogenannten Ablasszahlungen konnten sich Gläubige von ihren Sünden freikaufen, und eine gierige und korrupte Kirche in der Renaissancezeit trieb dieses System mit dem Handel von Ablasszertifikaten auf die Spitze.

Heute beschreibt Religionsökonomie ein anderes und weitaus interessantes Feld, es handelt sich nämlich um die Verschränkung von Glaubenslehre und Wirtschaftswissenschaft. Der Bogen spannt sich von Grundprinzipien einer protestantischen Arbeitsethik bis hin zu religiös angehauchter Management-Literatur.

Protestantische Arbeitsethik, das ist der Schweiß der Fleißigen. Die protestantische Arbeitsethik ist gekennzeichnet von der Vorstellung von Arbeit als Pflicht, die man nicht infrage stellen darf. Die Arbeit bildet den Mittelpunkt des Lebens, um den herum Freizeit gestaltet wird – eine Einstellung, die heute als Common Sense angesehen wird. Den Boden für die Auffassung der Arbeit als Selbstzweck führt der Nationalökonom Max Weber auf die Entstehung des Kapitalismus im 16. Jahrhundert zurück, die zeitlich mit dem Aufkommen des Protestantismus zusammenfällt.

Management und Religion

Lebensweisen und Verhaltensdispositionen haben die Mentalität und auf diesem Wege das Wirtschaftsverhalten in einem bestehenden Kulturkontext beeinflusst. Wie stark religiöse Ethik noch immer in Wirtschaftstheorien verankert ist, zeigen etwa bestimmte Ausrichtungen und Charakteristiken der Management-Lehre. In der Religionsökonomie werden beispielsweise Definitionen von Managern als „Heilsbringer“, „Weltenordner“ und „Unternehmensretter“ untersucht – und damit ihre sinnstiftende Funktion für eine soziologische Entität, in diesem Fall ein Unternehmen und seine Angestellten.

Eine interessante Untersuchung dazu stammt vom britischen Autor Stephen Pattison, der meint, Manager seien die kulturellen Helden unserer Zeit geworden, die Übermittler von



Die christlichen Kirchen verkaufen religiöse Dienstleistungen. Vom Markt wird angesichts der Wirtschaftskrise eine neue ethische Grundeinstellung eingefordert. Foto: Bilderbox.com

Werten und Ordnung. Er untersucht die Ethik dieser Manager, ihre Anforderungen, ihre Richtlinien und ihre Maßnahmen. Managertum von heute, so Pattison, habe die Formen eines religiösen Glaubenssystems angenommen, das sich in Sprache, Handeln und Führungsstil niederschlägt.

„Religion kann kognitive Orientierungen und emotionale Einstellungen zur Verfügung stellen, die es erlauben, angesichts des Unverfügbaren, des nicht Kontrollierbaren und nicht Steuerbaren doch so etwas wie Sinn und Ordnung in der Welt wahrzunehmen und auf spezifische Weise zu codieren“, versucht der Schweizer Theologe Markus Huppenbauer, den Zusammenhang zwischen Management-Theorie und Religion darzustellen.

Die Wirtschaftskrise hat die Theologen und Religionsvertre-

ter aber nachdenklich gemacht. Eines der Resultate war die – nicht sonderlich folgenreiche – „Erklärung zu einem globalen Wirtschaftsethos“ auf Betreiben des Theologen Hans Küng.

„Die Erklärung nimmt die Gesetzmäßigkeiten von Markt und Wettbewerb ernst, will sie aber zum Wohl aller auf eine ethische Grundlage stellen“, so Küng. Sie wurde am 6. Oktober bei einem Symposium im Hauptquartier der Vereinten Nationen in New York vorgestellt.

Eigene Verantwortung

„Globalisierung führt nur dann zu Wohlstand, wenn sich alle Menschen grundsätzlich aufeinander verlassen könnten“, ist eine der Thesen dieser Erklärung. Die Verantwortung für die Umsetzung des Wirtschaftsethos liege allerdings bei jedem Unter-

nehmer, Investor, Kreditgeber, Mitarbeiter und Konsumenten selbst.


Kritiker meinen, dass Küng dabei allerdings im kirchlichen Arbeitsethos stecken bleibe und die Verantwortung, die er von den Wirtschaftsakteuren einfordere, dem immanenten Streben nach Gewinn, Vorteil und Mehrwert widerspreche und daher im Ansatz seines moralisch abstrakten Anspruchs stecken bleibe. Zwar gebe es wohl die Unternehmer mit sozialer Verantwortung alter Schule, dies jedoch von der globalisierten Wirtschaftswelt in all ihrer Komplexität und ihren abstrakten Finanzdienstleistungen einzufordern, bleibe Träumerei. Geist und Moral des Kapitalismus bleibe schlicht und einfach der Gewinn, nichts weiter. Sinn und Verantwortung einzufordern, bleibe vergebens.

w w w . q e n t a . a t

*Vom Online-Shop kommen wir her
und müssen euch sagen, es weihnachtet sehr.*

*Sehet nach auf unseren QENTA-Seiten,
wie wir Ihnen den Weg zum Umsatzglück bereiten.*

**Wir wünschen Ihnen ein frohes Fest
und freuen uns auf ein
gemeinsames erfolgreiches Jahr 2010!
IHR QENTA-TEAM**





Die Mönche und die Shell-Tankstelle

Das Stift Heiligenkreuz verwaltet Betriebe mit 180 Mitarbeitern. Die Mönche selbst sind Popstars, deren CD *Chant* weltweit die Charts erobert hat. Fragt sich: Was passiert mit all den Einnahmen?

Clemens Neuhold

Wunder sind in einem Kloster gut aufgehoben. Im Stift Heiligenkreuz im Wienerwald ereignete sich so ein Wunder vor knapp zwei Jahren. Anfang 2008 schickte ein Freund des Klosters eine Hörprobe mit gregorianischen Chorälen, gesungen von den Heiligenkreuzer Mönchen, unkommentiert an Universal. Der Musikgigant war schon seit Wochen weltweit auf der Suche nach den „most beautiful sacred voices“. Die singenden Mönche bekamen den Zuschlag und produzierten die CD *Chant – Music for Paradise*. Diese sollte die Charts auf der ganzen Welt stürmen und sich bis heute rund eine Million Mal verkaufen.

Auf finanziellen Segen aus heiterem Himmel müssen sich die 80 Mönche im zweitältesten Zisterzienserstift der Welt aber nicht verlassen. Seit dem 12. Jahrhundert betreibt das Stift Weinbau, Landwirtschaft, Forstwirtschaft und Gastronomie. Sogar eine Backhendlstation bei Gumpoldskirchen und die Heiligenkreuzer Shell-Tankstelle gehören zum örtlichen Imperium, für das 180 Mitarbeiter werken.

Mehr als Imagepflege

Fragt sich: Was passiert mit all den Einnahmen? Die CD spielte bis jetzt 500.000 Euro ein, 2008 kamen rund 600.000 Euro an Agrarförderungen aus dem Topf der Europäischen Union dazu. „Die Einnahmen aus der CD gehen zur Gänze in die Priesterausbildung. Wir haben derzeit acht Studenten aus Vietnam, fünf aus Nigeria und je einen aus Syrien und Ungarn. Wir unterhalten die einzige Ordenshochschule Österreichs und bekommen dafür keinen Cent von der Bischofskonferenz oder den Diözesen“, erklärt Pater Karl der Pressesprecher des Stifts, und fügt eilig hinzu: „Wenn es

uns um Profite ginge, hätten wir in der Stadthalle singen können. Das hätte uns auf einen Schlag 200.000 Euro gebracht.“

Der Pater schlägt nach eigenen Angaben zwei Anfragen pro Tag in den Wind, sei es etwa für die Eröffnung eines Glühweinstandes oder für eine Charity-Gala zur Erhaltung eines baufälligen Klosters. „Wir sind kein Wanderzirkus, wir singen nur innerhalb der Wände unseres Stiftes.“ Pater Karl selbst machte eine Ausnahme und setzte sich bei Thomas Gottschalk auf die *Wetten, dass ...?*-Couch. Aber ohne zu singen.

Reine Selbsterhalter

Und wohin fließen die Profite aus den Betrieben – vom Sägewerk über die Gasthäuser, den Weinverkauf, den Klosterladen bis hin zu besagter Tankstelle? „Wir sind 80 Mönche. Von der Zahnbürste bis zur Einrichtung der Zimmer – was glauben Sie, was es kostet, so eine große Familie zu erhalten“, erklärt Pater Josef, der seit neun Jahren die Finanzen des Stifts überhat. „Dazu kommen die Investitionen. Bei 1200 Hektar, die wir bewirtschaften, brauchen wir ordentliche Mähdrescher und Traktoren. Und im denkmalgeschützten Kloster müssen wir regelmäßig renovieren.“

Heiligenkreuz ist zu 100 Prozent autark. In Österreich sind Stifte traditionell Selbstversorger, die Kirchenbeiträge der Österreicher fließen an ihnen vorbei – an die Diözesen, die Pfarren, die Caritas oder die Verwaltung des Kirchenapparats. Heuer sei wegen der CD-Einnahmen ein gutes Jahr, mittelfristig liefe das Verhältnis aus Einnahmen und Kosten auf ein „Nullsummenspiel hinaus“, meint Pater Josef.

Wirtschaften wie alle

Bleibt Geld übrig, wird es ganz normal auf die Bank gelegt. Ein Zinsverbot wie im Is-



Mit ihrer CD *Chant* besserten die Mönche die Finanzen des Stifts auf. Doch auch ohne Hits läuft der Klosterbetrieb wie geschmiert – dank zahlreicher Betriebe. Foto: EPA

lam kennt das Christentum nicht. Die Stiftsbetriebe halten sich an die Regeln der freien Marktwirtschaft. Einzige Einschränkung: In jeder Sparte müssen einige Menschen unterkommen, die nicht die volle Leistung bringen können, weil sie behindert oder sozial benachteiligt sind. „Ansonsten führen wir unsere Geschäfte unter denselben Bedingungen wie andere Marktteilnehmer. Die Leiter der Betriebe sind Spezialisten. Wir müssen immerhin von den Einnahmen leben“, meint der Pater.

Ist eine Sparte defizitär, bleibt es nicht bei Gebeten. Das Defizit wird mit Marketing, Innovation und externer Beratung bekämpft – wie jetzt beim Weinbau. In Thallern bei Gumpoldskirchen, wo auch die Backhendlstation steht, wird seit 800 Jahren Wein angebaut. Doch Tradition allein macht die 30 Hektar nicht profitabel. Deswegen soll der Wein nun besser und bekannter werden. Die Hei-

ligenkreuzer haben sich zwei Größen aus der Branche zu Hilfe geholt, den Rotweinspezialisten Aumann aus Tribuswinkel bei Baden, der den roten Stiftswein gaumenfreudiger macht, und den Kapazunder Polz aus der Südsteiermark, der den Mönchen bei der Vermarktung hilft.

Marke Heiligenkreuz

Die Marketing-Offensive für den Stiftswein kommt zur rechten Zeit. Denn die CD hat den Wert der „Marke“ Heiligenkreuz und deren Bekanntheitsgrad deutlich gesteigert. Das wird sicherlich auch dem Wein helfen.

Im Vergleich zu Melk oder Göttweig führt Heiligenkreuz ein Randdasein, obwohl im Kapitelsaal des Klosters nicht weniger als vier regierende Herrscher aus dem Geschlecht der Babenberger begraben sind. Was die Kapuzinergruft für die Habsburger, ist Heiligenkreuz für die Babenberger.

Positiv am Randdasein: Selbst nach dem Chart-Sturm der singenden Mönche gibt es in der Kirche noch reichlich Platz, um den gregorianischen Hits täglich „live“ zu lauschen, um 5 Uhr 15 in der Früh geht es los, gegen sechs Uhr ertönt die letzte Lobpreisung. Zum Klingelbeutel gibt es in Heiligenkreuz genügend Alternativen: im Kloster-shop die CD, im Stiftsgasthaus ein Achterl Heiligenkreuzer und an der Tankstelle Benzin für die Rückfahrt.

Stift Heiligenkreuz

Das Stift Heiligenkreuz liegt im Herzen des Wienerwaldes. Es wurde 1133 von Leopold III., genannt der Heilige, gegründet und beherbergt Gräber von vier Babenberger-Herrschern. Seit seiner Gründung ohne Unterbrechung „in Betrieb“, ist es das zweitälteste Zisterzienserstift. Derzeit leben dort 80 Mönche und rund 20 Priesterstudenten aus Afrika, Asien und Europa.



Psychogruppen als Seelenverkäufer

Gruppierungen wie Scientology oder Star's Edge nehmen Kunden in einem Multi-Level-Marketingsystem aus.

Arno Maierbrugger

Die weltweit größte Psychogruppe Scientology ist ein Paradebeispiel dafür, wie man aus sogenannter Lebenshilfe Kapital schlagen kann. Die umstrittenen Praktiken der Gruppe sind am ehesten mit einer Mischung aus metaphysischen und psychotherapeutischen Methoden zu charakterisieren.

Vom kaufmännischen Standpunkt her geht es der Gruppe aber um den Verkauf der Marke „Scientology“ auf der Basis eines Stufenbausystems. Es beginnt mit sogenannten Persönlichkeitstests, die meistens im Erstkontakt noch kostenlos sind, gefolgt von weiteren Einsteiger-Audits um ein paar Hundert Euro.

In höhere Sphären steigt man dann aber über sogenannte „Reinigungstests“ auf, die schon mit mehreren Tausend Euro zu Buche schlagen. Ziel des Ganzen ist eine „Befreiung des Verstandes“ und eine darauf folgende Zertifizierung als „Thetan“. Verbunden damit sind auch Persönlichkeitstest und „Clearing-Programme“ für

Drogenabhängige. Die Preise für die höchstrangigen „Kurse“, die meist aus einer Abfolge von verschiedenen obskuren „Trainings“ bestehen, können mehrere 100.000 Euro kosten, darunter das sogenannte „Super Power Building“ oder „Flag Processing“ der Scientology-Abteilung „Flag Service Organisation“ in Clearwater, Florida. Enthalten sind dabei Kurse mit Namen wie „New Vitality Rundown“ oder „Interiorisationsrundown nach Dynamiken“. Für das „Flag-Willkommenspaket“ wird nach aktueller Preisliste 2009 ein „Spendenbeitrag“ von rund 20.000 Euro verlangt.

Deppensteuer zahlen

„Bei einer mehrjährigen Mitgliedschaft, also von fünf bis zehn Jahren, kommt man in etwa auf 100.000 bis 150.000 Euro, die man in Scientology investiert“, sagt der Scientology-Aussteiger Winfried Handl. „Das muss man dann als Deppensteuer abschreiben, wenn man die Gruppe verlässt.“

Da sich offenbar genug „Deppen“ für so etwas finden, hat das Scientology-Prinzip auch etliche



Kurse, die Psychogruppen-Anhänger näher zur Erleuchtung oder den Geheimnissen des Universums bringen sollen, können in Summe mehrere 100.000 Euro kosten. Foto: EPA

Nachahmer gefunden. Einer davon ist der Amateurpsychologe Harry Palmer, der mit seinem Unternehmen Star's Edge International eine Vermarktung von Psychokursen mit dem Markennamen „Avatar“ durchführt. Palmer, früher selbst bei Scientology, hat Avatar aus einer Mischung von New Age, Scientology-Verfahren, Autohypnose und tibetanischen Meditationstechniken konstruiert.

Avatar soll dem Kursteilnehmer ermöglichen, gewünschte und erwünschte Überzeugungen

beziehungsweise Lebensrealitäten zu „kreieren“ und unerwünschte Überzeugungen zu „diskreieren“. Wer am Ende der kompletten Kursreihe die Stufe des „Wizard“ erreicht habe, verfüge über „ein solches Verständnis“.

Teure Erleuchtung

Die Erleuchtung kommt natürlich nicht umsonst. Die Kurspreise des Multi-Level-Psychomarketingsystems bewegen sich zwischen 2500 und 7500 Dollar. Ziel des Ganzen ist, ein

„Avatar Master“ zu werden, der für Neulinge weitere Kurse abhält, dafür aber eine „Supervision Fee“ in der Höhe von bis zu einem Viertel der Kurseinnahmen an Star's Edge zahlt.

So primitiv dieses System auch ist, es finden sich trotzdem Kunden, die Interesse haben, durch Palmers Kurse zu den „Geheimnissen des Universums“ geführt zu werden. „Ein absolutes Recycling von Scientology-Ideen, ein kompletter Beschiss“, urteilt Avatar-Kritiker Eldon Braun.

Notiz Block



Spanien: Kirche und Wirtschaft

Kein EU-Staat wird derzeit so hart von der Wirtschaftskrise getroffen wie Spanien. Während in anderen europäischen Ländern bereits eine leichte Erholung eingetreten ist, wird

Spanien mindestens noch zwei weitere Jahre am Rande der Rezession leben. Die Arbeitslosenquote ist mittlerweile bei 19 Prozent angelangt und soll sich im kommenden Jahr sogar der 20-Prozent-Marke annähern. Auch die katholische Kirche in Spanien zeigt sich „beunruhigt“ über

die wirtschaftliche Entwicklung im Land und ihre Folgen. Zum Auftakt der fünftägigen Bischofsvollversammlung forderte Kardinal Antonio Maria Rouca Varela alle Priester, Bischöfe und Ordensleute auf, sich noch mehr als zuvor um die von der Krise betroffenen Personen zu kümmern. „Die Wirtschaftskrise hält weiter an, und die Arbeitslosigkeit geht nicht zurück, sondern steigt weiter. Diese kalten Fakten dürfen uns nicht die Sicht auf die Personen verdecken, die hinter diesen Zahlen stecken“, sagte der Vorsitzende der spanischen Bischofskonferenz (CEE).

Schariakonforme Bank in Mannheim

In Deutschland will laut *Spiegel* eine islamische Bank erstmals schariakonforme Finanzprodukte anbieten. Die Kuveyt-Türk-Beteiligungsbank wolle Anfang nächsten Jahres eine

Zweigstelle in der Mannheimer Innenstadt eröffnen, berichtet das Magazin. Filialen in weiteren Städten seien geplant. Die Bundesanstalt für Finanzdienstleistungsaufsicht (BaFin) habe der Tochter einer türkisch-kuwaitischen Bank vor Kurzem eine eingeschränkte Lizenz erteilt. Sie dürfe nun Gelder einsammeln, die auf islamkonforme Konten in der Türkei überwiesen werden.

Anglikaner verteidigen Hedgefonds

In Großbritannien haben Hedgefonds Beistand von unerwarteter Seite erhalten. Die Kirche von England warnte davor, die hochspekulativen Fonds zu stark zu regulieren. In einem Brief an den zuständigen Ausschuss des britischen Oberhauses warnte die Investment-Gesellschaft der Kirche vor „ernsten Folgen“ strengerer Regeln. Die EU-Pläne in der aktuellen Form wür-

den „unsere wohltätige Arbeit und unsere Leistungen für das öffentliche Wohl stark einschränken“, heißt es in dem Schreiben, das die Kirche zusammen mit fünf britischen Wohltätigkeitsorganisationen verfasste. Die Kirche argumentiert, dass 95 Prozent aller Hedgefonds ihren Sitz außerhalb der EU haben. Einige der besten Hedgefonds könnten nun darauf verzichten, überhaupt weiter Kapital in Europa einzusammeln, weil sie sich den Vorschriften nicht beugen wollten. Dies werde „die Rendite auf unser Investment-Portfolio begrenzen“, heißt es im Schreiben. Kritiker werfen Hedgefonds vor, durch ihr hochspeklatives Verhalten die Finanzkrise mitverschuldet zu haben. Auch die Kirche von England hatte bisher mit Kritik an den Fonds nicht gespart. So hatte John Sentamu, der Erzbischof von York, zuletzt auf fallende Kurse setzende Anleger als „Bankräuber“ bezeichnet. APA/kl

Dynamic Services - Flexible ICT-Ressourcen bedarfsgerecht einsetzen

Bis zu 30 Prozent der Kosten, die für Bereiche der Informations- und Kommunikationstechnologie anfallen, kann man sich durch „Dynamic Services“ ganz einfach sparen.

Business as usual heißt heutzutage: Kein Tag ist wie der andere. Geschäftsmodelle verändern sich von heute auf morgen. Eigentumsverhältnisse und Strategien wechseln mitunter wie das Wetter. Die Schnellsten sichern sich den entscheidenden Vorsprung bei der Markteinführung innovativer Produkte oder beim Umsetzen ganz neuer Geschäftsideen. Und egal ob Start-up oder Global Player: Jedes Investment muss sich mit spitzem Stift rechnen.

Der Einsatz von ICT-Leistungen sollte auch so flexibel sein, dass sie zum Beispiel beim Etablieren von neuen Geschäftsprozessen schnell und einfach zur Verfügung stehen. Nur ICT-Leistungen, die wie einzelne Services abrufbar und auch so abzurechnen sind, verhelfen zu der geforderten maximalen Kosteneffizienz. Dynamic Services von T-Systems basiert auf „use what you need“ und „pay for what you use“. Sprungfixe Kosten werden in variable und transparente Kosten verwandelt. So können Kunden jederzeit nachvollziehen, dass sie wirklich nur für bereitgestellte Leistungen bezahlen. Erfahrungsgemäß ergeben sich durch die Umstellung auf Dynamic Services von T-Systems dauerhaft Einsparungen von bis zu 30 Prozent gegenüber den Total Cost of Ownership herkömmlicher ICT-Infrastrukturen.

Dynamic Desktop

Die Palette der angebotenen „Dynamic Services“ ist dabei so breit, wie die Möglichkeiten damit zu sparen: Beim „Dynamic Desktop“ laufen Betriebssystem und Anwendungen nicht auf dem Büro-PC, sondern kommen bedarfsgerecht aus dem T-Systems Rechenzentrum. Der Desktop im Büro mit SAP ist genauso eingebunden wie der MDA.



Durch die Nutzung von Dynamic Services verlagern und reduzieren sich die ICT-Aufgaben eines Unternehmens weg von der Erzeugung, hin zum Management der benötigten ICT-Services.

Die dynamische SAP-Lösung

Ähnlich kann die SAP-Landschaft bei „Dynamic Services for SAP-Solutions“ ausgelagert werden. T-Systems steht in enger Abstimmung mit der SAP AG und sorgt stets für die neueste Technologie. Nach dem „Replace statt Repair“-Prinzip werden im Fall einer Serverstörung die betroffenen SAP-Services einfach auf einen anderen Server ausgelagert, wodurch bei bestimmten Betriebssystemen nicht einmal der laufende Betrieb unterbrochen wird. T-Systems betreibt brachenübergreifend SAP-Lösungen für über 1,1 Mio. produktive User. Mehr als 130.000 von ihnen nutzen bereits „Dynamic Services for SAP® Solutions“.

Messaging-Lösungen für „Dynamic Services“ gibt es für Lotus, Domino und Microsoft Ex-

change. „Dynamic Services for Archiving“ sind ein Archivierungsservice für die digitale (Langzeit-)Archivierung von Dokumenten und Daten, bei der die Kunden über VPN-Verbindung an den Server angebunden sind. Mit „Dynamic Mainframe Services“ stellt T-Systems Großrechner zur Verfügung. Die Leistungsfähigkeit und Stabilität von Mainframe-Systemen von T-Systems ist die perfekte Plattform für unternehmenskritische Anwendungen mit hohem Datendurchsatz. In diesen Kernanwendungen hat T-Systems langjährige Erfahrung und Know-how.





Ein sündhaft teures Vergnügen

Die US-Jeansmarke True Religion ist Kult und ein edles und luxuriöses Must Have für Stars und Sternchen.

Ralf Dzioblowski

Als Kym und Jeffrey Lubell 2002 ihre Jeansfirma nach einem ihrer Lieblingssongs *Finding your true Religion* der Band Hot Tuna benannten („Jeans, Musik, Kalifornien – das ist unsere wahre Religion“, so Jeff Lubell), konnten sie den rasanten Erfolg nur erahnen. Heute liefert das Edel-label mit einem lachenden, Gitarre spielenden Buddha als Logo ein Rekordergebnis nach dem anderen ab und verzückt die Analysten.

2008 steigerte True Religion den Umsatz um 55,8 Prozent auf knapp 190 Mio. Euro, den Gewinn um 59,3 Prozent auf 31,2 Mio. Euro. Und auch im ersten Halbjahr 2009 – dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise – waren die Jeans mit den auffälligen Nähten in den Nobelkaufhäusern teilweise ausverkauft. Der Umsatz verbesserte sich um 15,4 Prozent auf 95,2 Mio. Euro,

und der Gewinn kletterte um 14,7 Prozent auf 13 Mio. Euro. Experten rechnen bis 2014 mit einem durchschnittlichen Umsatzwachstum von 30 Prozent.

Kult hat seinen Preis

Den Erfolg der Marke erklärt sich Peter Littmann, ehemaliger Chef von Hugo Boss, so: In fast allen international wichtigen Lifestyle-Blättern sei True Religion höchst präsent. Als zweiter Punkt kämen die VIPs hinzu. Die Antwort der Pressestelle, welche Stars und Sternchen True-Religion-Klamotten tragen, ist eindeutig – und lang: Sienna Miller, Cameron Diaz, Will Smith, Gwen Stefani, Sharon Stone, Jennifer Lopez, Justin Timberlake, Brad Pitt, George Clooney, David Beckham und Robbie Williams zählen zu den Fans der Jeansmarke. Gern getragen werden sie auch in Österreich, etwa von Armin Assinger und DJ Ötzi.



Denim Diva: Das brasilianische Model Gisele Bündchen ist seit 2009 das neue Gesicht der US-Jeansmarke True Religion, die in nur sieben Jahren Kultstatus erreicht hat. Foto: Unifa/True Religion

Warum gibt Otto Normalverbraucher 400 Euro für eine Jeans aus? „Das Geheimnis des Erfolgs ist die perfekte sexy Passform, die bei einer Jeans alles entscheidet“, so Littmann zu Punkt drei. „Eine Frau will bei einer Jeans nur zwei Dinge: Erstens muss die Jeans gut aussehen. Zweitens muss der Hintern in der Jeans gut aussehen.“

Darüber hinaus sehe die Frau in einer True-Religion-Jeans aus, als wiege sie fünf Kilo weniger. Das gab es bisher so nicht“, so Lehmann. Das weiß auch Lubell: „Unsere Jeans sind zwar nicht ganz günstig, wer aber einmal eine besessen hat, weiß, dass die Kombination aus Haltbarkeit und Bequemheit unerreichbar ist.“ Diesen Vorteil nutzt das Unter-

nehmen mit den hohen Preisen geschickt aus. „Kult hat keinen Preis, ein Kultprodukt ist aus der Vergleichbarkeit raus“, erklärt Littmann den vierten Punkt.

„Unsere Kollektionen sollen die Menschen umwerfen“ lautet das Firmenmotto. Das macht das Stück Stoff auch, spätestens beim Blick auf das Preisschild.

Zahl's mit dem Handy.



www.paybox.at



DAS SICHERSTE ZAHLUNGSMITTEL IM INTERNET.

12 Monate paybox zum 1/2 Preis! Jetzt anmelden auf www.paybox.at!



Er schafft Brücken, wo früher Mauern waren. Er
lässt ein Kind, einen
Nobelpreisträger und einen CEO gemeinsam
einen Gletscher retten.
Er verbindet Ideen.
Interessen.
Und Menschen.
Er ist der Human Network Effekt.
Ein Effekt, der die Welt verändert.
Denn im Human Network bekommt
Technologie ein menschliches Gesicht.
Und das verändert unsere Art zu arbeiten.
Unsere Art, zu leben.
Es verändert alles.
Das ist der
human network effekt
Erfahren Sie mehr auf www.cisco.at

welcome to
the human network. 

Dossier Demokratie

Das Volk als Akteur

Die ideale Staatsform muss noch erfunden werden, doch Demokratie kommt ihr schon nahe. Wenn nur alle ihre Vertreter so handeln würden, dass Gesellschaft auch wirklich gestaltet werden kann.

Das Implizite an der Demokratie ist das Ideal, dass Menschen dazu erhoben werden, selbst über ihre Geschicke zu entscheiden. Das grenzt diese Staatsform ganz wesentlich von vielen anderen ab und führt zur Charakteristik einer (zumindest näherungsweise) idealen Regierung. Nichtsdestoweniger ist diese Vorstellung eine Abstraktion, bestehend darin, dass Individuen oder Repräsentanten über das gemeinsame gesellschaftliche Projekt verhandeln. Das kann nur so lange gelingen, als diese Individuen auch ausreichend mit den Fähigkeiten, Politik gestalten zu können, ausgestattet sind.

In Österreich erleben wir derzeit eine Situation, wie Demokratie auf ihren kleinsten gemeinsamen Nenner, den Harmonie suchenden Konsens, reduziert wird. Bundeskanzler Werner Faymann (SPÖ) repräsentiert diese Harmoniesucht und ist gleichzeitig ein Beispiel dafür, wie man Gefahr läuft, wichtige Mechanismen der Demokratie außer Kraft zu setzen, indem politischer Diskurs durch Konzilianz ersetzt wird.

Das war nicht immer so. Österreich ist reich an demokratiehistorisch wichtigen Momenten, wenn man die Zeitachse der Geschichte zurückwandert. Es beginnt mit den bürgerlich-demokratischen Revolutionen von 1848 und 1918, die die jeweiligen Gesellschaftssysteme umstürzten. Die österreichische Revolution von 1918 war ein

prozesshaftes Geschehen, das sich nicht auf den November 1918, die Ausrufung der Republik, reduzieren lässt. „Es war eine dreieinhalbjährige Periode heftigster Klassenkämpfe, sich äußernd in Streiks, Massenbewegungen, Demonstrationen, Hungerrevolten und bewaffneten Auseinandersetzungen“, sagt der österreichische Zeithistoriker Hans Hautmann.

Unverzichtbares Gerüst

Gemündet ist dies alles in die erste demokratische Verfassung von 1920 aus der Feder von Hans Kelsen. Das tragende Prinzip lautet: „Österreich ist eine demokratische Republik. Ihr Recht geht vom Volk aus.“

Im Laufe seiner Demokratiegeschichte erlebte Österreich 27 Bundeskanzler sowie den Staatskanzler Karl Renner (SPÖ) zu Anbeginn. Damit sind wir gleich bei den herausragenden Persönlichkeiten der österreichischen Demokratie. Karl Renner war nach dem Fall der Monarchie der erste Staatskanzler der jungen Republik und als solcher zutiefst Demokrat. Er sah den Staat als „ein zu allen Zeiten und in allen Gesellschaftsformen unverzichtbares Gerüst aus Führungs-, Legislativ-, Exekutiv- und Verwaltungsorganen“, das ein Zusammenleben von Menschen in einer größeren Gemeinschaft überhaupt erst möglich mache. Renner war der Gründervater zweier Republiken, da er nach dem Zweiten Weltkrieg die Funktion des Chefs der provisorischen



Foto: APA/Barbara Gindl

Bundesregierung innehatte, bevor er an Leopold Figl (ÖVP) übergab. Anschließend war er bis 1950 Bundespräsident.

Geht man die Liste österreichischer Kanzler durch, wird schnell klar, dass dort herausragende Persönlichkeiten eher rar gesät sind. Auf sozialdemokratischer Seite verdient neben Bruno Kreisky möglicherweise noch Franz Vranitzky den Titel eines Staatenlenkers, dann wird die Wahl schon schwerer. Und in

der Zweiten Republik hat auch die Österreichische Volkspartei Führungspersönlichkeiten hervorgebracht, die die Geschicke des Landes geprägt haben – neben Figl wohl noch Julius Raab und auch Wolfgang Schüssel.

Man muss zugestehen, dass Österreich in der Zweiten Republik ein recht gut funktionierendes parlamentarisches System etabliert hat, zumindest was den Nationalrat betrifft. Basis dafür ist das relativ repräsen-

tative Verhältniswahlrecht in Österreich, das den Wählerwillen so gut wie möglich zum Ausdruck bringt und letztlich auch kleinen und mittleren Parteien ein „angemessenes“ politisches Mitwirkungsrecht ermöglicht. Einer der größten Nachteile dieses Systems wiederum ist, dass der Wähler nicht über die Zusammensetzung der Koalition bestimmen kann.

Fortsetzung auf Seite 30

Dossier

Fortsetzung von Seite 29

Nicht vergessen werden darf natürlich auch, dass Österreich in Form der Volksabstimmung, Volksbefragung und des Volksbegehrens drei Mechanismen der direkten Demokratie zur Verfügung stehen. Die gesellschaftlich willensbildende Funktion dieser Mechanismen hat sich am deutlichsten in den beiden Volksabstimmungen zu Zwentendorf (1978) und dem EU-Beitritt (1994) gezeigt. Bei den Volksbegehren haben sich jene zum Konferenzzentrum Wien (1982), das Gentechnik-Volksbegehren (1997, 1,36 Mio. Eintragungen), das Volksbegehren zum Schutz des menschlichen Lebens (1975), das Volksbegehren zur Einführung der 40-Stunden-Woche (1969) und das Volksbegehren zur Reform des Österreichischen Rundfunks (1964) als die erfolgreichsten herausgestellt, gemessen an der Beteiligung. Den größten Flop verzeichnete das Volksbegehren „Pro Motorrad“ (1995) mit nur 75.000 Eintragungen.

„Demokratie beginnt damit, dass der Souverän die fundamentalste aller demokratischen Entscheidungen: die über die Verfassung, selbst treffen darf“, definiert Elke Renner von der Werkstatt für Frieden & Solidarität die Funktionsmechanismen direkter Demokratie. Da hat Österreich noch einiges aufzuholen. Im direkten Vergleich mit anderen Demokratien zeigt sich, dass die Möglichkeiten der Volksabstimmung hierzulande nicht wirklich ausgeschöpft wird. Während Österreich seit 1945 eben nur zwei Volksabstimmungen abhielt, kam Kalifornien seit Einführung dieser Maßnahme im Jahr 1884 auf nicht weniger als 1140 Volksabstimmungen, im Schnitt zehn pro Jahr. Es folgen die Schweiz mit 533 Volksabstimmungen seit 1798, Australien mit 72 seit 1898 und dann Irland, Italien und Frankreich mit reger Beteiligung des Volkes an der politischen Willensbildung.

Direkte Demokratie

Die direkten Formen der politischen Beteiligung des Souveräns sind es auch, die eine funktionierende Demokratie von demokratieähnlichen Staatsformen unterscheidet. Solche Staatsformen sind etwa die parlamentarische Monarchie oder



Punkto direkter Demokratie hat Österreich trotz verfassungsrechtlich gesicherter Mechanismen wie der Volksabstimmung noch Nachholbedarf: Seit 1945 fanden erst zwei davon statt. In Kalifornien wird jährlich im Schnitt zehnmal abgestimmt. Foto: EPA

diverse islamische Republiken mit Parlamenten, etwa in Iran und Pakistan. Sogar Kuwait hat ein Parlament.

„Demokratie beginnt mit Entscheidungen des Souveräns.“

ELKE RENNER,
WERKSTATT FÜR
FRIEDEN & SOLIDARITÄT

Das Wesen und die Qualität der parlamentarischen Demokratie wird allerdings sehr stark von führungsstarken Persönlichkeiten und der Tiefe des Diskurses der politischen Handlungsträger bestimmt. Dies sind Eigenschaften, die für die Führung eines parlamentarischen Staates unabdingbar sind.

Nicht umsonst war Bruno Kreisky, dem selbst politische Gegner ein hohes Maß an Vision und Führungsstärke bescheinigten, der am längsten amtierende Bundeskanzler Österreichs, gefolgt von Franz Vranitzky, ebenfalls eine Persönlichkeit mit hohem Demokratieverständnis und politischer Leidenschaft. Der Sprung zur Jetztzeit zeigt

leider, dass aktuell Politiker ohne großes Format, Kraft und Interesse an der Spitze stehen. Das Problem, dass daraus entstehen kann, ist ein gewisser Trend zur Demokratiemüdigkeit bei den Wählern.

Harmloser Eindruck

Ein leidiges Beispiel ist die derzeitige Ära Faymann. Der amtierende Bundeskanzler ist deshalb heftiger Kritik ausgesetzt, nicht zuletzt aus den eigenen Reihen. Steiermarks stellvertretender SPÖ-Landeshauptmann Kurt Flecker ortet bei Faymann „ein Bild einer Haltung, die an Oberflächlichkeit nicht zu übertreffen ist“. Nach fünf Wahlniederlagen in Serie hat Flecker den Kanzler Anfang Oktober zum sofortigen Rücktritt aufgefordert. Faymann fahre „den Kahn gegen den Felsen und lächelt beim Begräbnis sogar noch.“

Dass sich Österreich bislang so glimpflich durch die Wirtschaftskrise geschummelt hat, ist mehrheitlich der ÖVP zu verdanken. Faymann selbst macht einen ziemlich harmlosen Eindruck, wenn er wie ein schüchterner Vorzugsschüler ein Arbeitsmarktpa-

ket vorschlägt und dabei den Bankern anrät, „das Gemeinsame vor das Trennende zu stellen“. Kann so ein Auftritt überzeugen? Wohl eher nicht. Die ÖVP weiß, was sie am Kanzler ohne Kanten und Konturen hat, er spielt ihnen geradezu in die Hände. „Das Mittelmaß ist voll“, meinte Christoph Kotanko im *Kurier* in Anspielung auf das Duo Faymann-Pröll, das Gefahr läuft, in die Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit, die sich in ihrer Politik auftut, schließlich hineinzufallen.

„Das Mittelmaß ist voll.“

CHRISTOPH KOTANKO,
„KURIER“

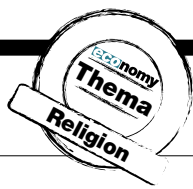
Schon lange nicht mehr war die Politik der Kompromisse so matt in Österreich. Man kann die Ränkespiele hinter den Kulissen nicht nur erraten, sondern man bekommt sie täglich vorgeführt. Josef Pröll (ÖVP) gilt als die nächste Kanzlerhoffnung, und wenn Faymann so weitermacht, glaubt man fast, er strebe dies an. Der Bür-

ger hat das Gefühl, als würde er einer Soap Opera zuschauen statt einer handlungsfähigen Bundesregierung.

Der große Vorteil von Pröll dabei ist, dass er durchaus eine gute Performance zur Bewältigung der dringlichen, durch die Wirtschaftskrise ausgelösten Probleme vor allem im Bankensektor geleistet hat. Die Nachwehen wie die vielen Arbeitslosen und die leeren Sozialkassen kann er getrost Faymann überlassen. Wirtschaftskompetenz in dieser Situation zu signalisieren ist ohnehin ein besserer Schachzug, als mit der Idee einer (kaum umsetzbaren) „Reichensteuer“ im politischen Glashaus herumzutapsen, wie es Faymann tut.

Im nächsten Jahr wird Faymann drei weitere Wahlen zu bestreiten haben, nämlich in der Steiermark, im Burgenland und in Wien. Die Prüfung wird eine harte sein, und es steht viel auf dem Spiel. Mit der derzeitigen Performance braucht er dringliche Unterstützung der Landeshauptleute, oder die Wahlen werden in einem weiteren Fiasko enden, was vor allem für Wien dramatisch werden könnte.

Arno Maierbrugger



Kaderschmieden des Islam

Madrasas, islamische Hochschulen, gelten im Westen seit der Verbreitung des radikalen Islamismus als Brutstätten einer gefährlichen Ideologie. Was teilweise berechtigt ist, muss allerdings nicht generell der Fall sein.

Sie gelten als Ausbildungszentren für Taliban und als Gehirnwäsche-Anstalten für Kinder aus ärmlichen Verhältnissen, die zu Selbstmordattentätern im Namen des Dschihad, des religiösen Krieges, ausgebildet werden: Madrasas. Die Madrasa ist eine religiöse Schule oder Hochschule des Islam. Sie ist meist einer Moschee angeschlossen und beherbergt Gebetssäle, Unterrichtsräume, Bibliotheken, Unterkünfte und manchmal auch Turnsäle.

Sehr verbreitet sind sie in Pakistan und im Süden und Südosten Afghanistans, wenngleich es sie auch in vielen anderen islamischen Ländern gibt, meist als Gründung eines Stifters, eines reichen und angesehenen Bürgers oder Imam, in letzter Zeit jedoch viel häufiger durch Gönnerstaaten rund um den Persischen Golf, insbesondere Saudi-Arabien, aber auch die Vereinigten Arabischen Emirate, Qatar und Kuwait. Allein in Pakistan, insbesondere in den Unruhegebieten im Nordwesten, gibt es Tausende von Madrasas, die in den entlegenen Gebieten und ärmlichen Stammesgebieten oft die einzige Möglichkeit für die Landbevölkerung darstellen, ihre Kinder auf eine Schule zu schicken.

Nachwuchsschmiede

Das Problem dabei ist allerdings, dass gerade die pakistanischen und afghanischen Madrasas sehr stark von ihrer Grundidee, der Ausbildung der islamischen Nachwuchsgeistlichkeit, abgingen und sich deutlich in Richtung islamistischer Kaderschmieden entwickelten, schreibt der deutsche Terrorismusexperte Rolf Tophoven, der versucht, den deutschen Soldaten im Magazin der Deutschen Bundeswehr die afghanische Welt zu erklären. „Als Brutstätte des islamistischen Terrors haben Geheimdienste das

pakistanische Grenzgebiet zu Afghanistan verortet. Die dortigen Terrorcamps im Verbund mit den Madrasas, den Koranschulen, sind die Kaderschmieden des islamistischen Terrors unserer Tage“, so Tophoven.

Machtloser Staat

Das Problem dabei ist, dass der pakistanische Staat in dieser Hinsicht relativ machtlos ist, da ihm sowohl die Mittel zur Eröffnung weiterer Schulen als Alternative zu Madrasas als auch die Staatsgewalt in den meist rechtslosen Gegenden von Waziristan und Swat (in Nordwest-Pakistan) fehlt. In Afghanistan selbst ist die Situation sowieso außer Kontrolle. Jahrzehnte des Krieges und die Theokratie der Taliban haben eine erschütternd niedrige Bildungsrate hinterlassen. So beträgt laut Schätzungen von Hilfsorganisationen der Alphabetisierungsgrad afghanischer Männer nur rund 43 Prozent, der von Frauen überhaupt nur rund 13 Prozent. Viele Eltern geben ihre Kinder also in Madrasas, weil sie gar keine andere Möglichkeit haben.

Die Kaderschmieden der Taliban gehören hauptsächlich der Richtung des Deoband an, einer Auslegung des Islam, die aus Indien stammt und der eine strenge Interpretation des sunnitischen Islam zugrunde liegt. Die größte Deobanden-Madrasa in Pakistan liegt in der Stadt Akora Khattak nahe Peshawar und gilt als so etwas wie das „Harvard der Taliban“, das eine Lehre vertritt, die den Islam mehr oder weniger auf Scharia und Dschihad reduziert.

Von den bis zu 30.000 Madrasas in Pakistan gehört rund ein Drittel der Denkschule der Deobanden an, und viele sind in ihrer Region so verankert und ihre Mullahs so angesehen, dass die pakistanische Regierung weder willens noch imstande ist, die Anzahl der Schulen zu verringern. Für den pakistanischen



Hauptgrund für die starke Rolle der Koranschulen bleiben Armut und ein Versagen staatlicher Bildungsinfrastruktur. Foto: EPA

Geheimdienst ISI wiederum sind die Schulen eine Quelle von Erkenntnissen.

Rund eine Mio. junger Pakistani besucht Madrasas, viele, weil sie aus armen Familien kommen, die dankbar sind, dass

sie von der Schule Mahlzeiten, etwas zum Anziehen und eine Unterkunft bekommen. Im Gegenzug erhalten die Kinder aber meist nicht viel mehr als Koranstudien als Erziehung, viel zur Verbesserung der allgemei-

nen Bildungssituation tragen die Madrasas also nicht unbedingt bei. Und jene, die über die Vermittlung islamischer Lehren hinausgehen, waren in den letzten Jahren stets Ziele islamischer Attentate und Erstürmungen. Mit dem Umkehr-effekt, dass besorgte Eltern ihre Kinder erst recht auf die radikalen Madrasas schicken, weil diese für Taliban-Attentäter tabu sind.

Rolle der Geheimdienste

Die Madrasas als Kaderschmieden für islamistischen Terror in den Griff zu bekommen, ist seit Jahren das Ziel vor allem der amerikanischen und britischen Geheimdienste, sagt der amerikanische Nahostexperte und US-Regierungsberater Christopher M. Blanchard. Das nicht zuletzt, weil al-Qaida verstärkt eigene Madrasas zur Ausbildung des Nachwuchses einsetzt und auch, weil bekannt ist, dass unter anderem die Personen, die 2005 das Attentat auf die Londoner U-Bahn ausübten, direkte Absolventen von pakistanischen Madrasas waren.

Zugleich, so Blanchard, sei das Problem der finanziellen Zuwendungen durch Regierungen, Organisationen und Einzelpersonen aus den Golfstaaten zu lösen, die meistens anonym, im Zuge der islamischen Spende, des Zakat, erfolgt. So ist von den wenigsten Madrasas offiziell bekannt, aus welchen Quellen sie sich finanzieren.

Man darf allerdings nicht vergessen, dass die USA heute die Früchte ihrer wenig durchdachten Außenpolitik zu Zeiten des Kalten Krieges ernten, als die CIA der größte Geldgeber für Madrasas in Afghanistan und Pakistan war, um die Ausbildung von Mudschaheddin-Kämpfern gegen die Sowjets zu stützen. So wurde also genährt, was sich heute in fürchterlicher Weise gegen den edlen Spender früherer Tage richtet.

Madrasas sind auch in anderen Ländern im Aufwind, meist als Resultat von regionaler Armut und Versagen staatlicher Bildungsinfrastruktur. So spielen die islamischen Schulen in Bangladesch, in Indonesien und Malaysia eine wichtige Rolle im Bildungssystem.

Arno Maierbrugger



Wenn Priester sich verlieben

Frau oder Amt: Rund 1100 Priester dürfen in Österreich ihren Beruf nicht ausüben, weil sie sich für die Ehe entschieden haben. Martin Zellinger ist einer davon. Vor 23 Jahren hat er seine Frau geheiratet, sie haben drei Kinder. Priester in Beziehungen seien keine Seltenheit, sagt er im *economy*-Interview.

economy: Sie haben Ihr Amt verloren, Priester sind Sie trotzdem noch.

Martin Zellinger: Richtig. Meine Vorgängergeneration hat in solch einem Fall häufig um Laisierung angesucht. Sie teilten der obersten kirchlichen Autorität also mit, dass ihre Entscheidung, Priester zu werden, ein Irrtum war.

Das hat sich mittlerweile geändert?

In meiner Generation gibt es etliche, die sagen, das mache ich nicht. Da muss ich womöglich ein psychologisches Gutachten beilegen, dass es ein Irrtum war. Das war kein Irrtum. Ich bin nur zur Überzeugung gekommen, dass die Partnerschaft mit dieser Frau zu meinem Leben gehört.

Sie sind mit Ihrer Frau seit 23 Jahren verheiratet.

Ich wurde 1979 geweiht und war sieben Jahre Kaplan. Ich habe meine Frau bei der kirchlichen Arbeit kennengelernt, in meinem Diakonatsjahr gehörte sie zum Führungsteam der Jugend. Wir haben von Anfang an gesagt, das soll nicht in die Richtung gehen, dass wir heiraten, dass ich meinen Beruf verliere. Aber alle Versuche, das zu trennen, sind gescheitert. Das ist auch gut so.

Wenn man sich als Priester entscheidet zu heiraten, ist man da sehr auf sich alleine gestellt?

Nein, in meiner Entscheidungsphase hatte ich Ähnliches schon bei anderen mitverfolgt. Wir wurden zu neunt geweiht, drei von uns sind verheiratet. Wenn man mit anderen Kollegen in Verbindung ist und mehr weiß als Dienstgespräche, dann erfährt man das einfach.

Wie hat Ihr Umfeld auf Ihre Entscheidung reagiert?

Für meine Eltern, die traditionell religiös sind, ist eine Welt zusammengebrochen. Mittlerweile haben wir wieder ein sehr gutes Verhältnis. Aber im Kolle-



Martin Zellinger hat auf seinem Hof im Mühlviertel biblische Schauplätze nachgebaut. Ein See, ein Weinberg und ein Grab mit Rollstein sind Kulissen seiner Bibliodrama-Workshops. Foto: A. Weidenholzer

genkreis, die Freundschaft mit Bischof Maximilian Aichern, ist ungebrochen weitergegangen.

Sie bieten Israelreisen an, wo Sie biblische Texte an den Schauplätzen durch Bibliodrama vermitteln. Auch auf Ihrem Hof veranstalten Sie solche Workshops. Was kann man sich darunter vorstellen?

Es geht darum, für sich als Gruppe zu spielen, nicht für ein Publikum. Die Methoden sind simpel: Ich lege ein Seil hin, das ist der Kreuzweg, und dort steht ein Stuhl, das ist der Richterstuhl. Wir gehen das ab und spüren uns hinein. Nach fünf Minuten befrage ich die Leute. Wer bist du hier, was machst du, was löst das bei dir aus?

Unter Ihrer Begleitung finden am Hof auch viele Pfarrgemeinderatsklausuren statt. Kommt da das Gespräch auf Ihre Vorgeschichte?

Wir hatten vor Kurzem eine Klausur, die Abschlussrunde war sehr berührend. Eine Frau sagte: „Martin, es war wunderbar, auch, dass du aus deiner Vorgeschichte keinen Hehl machst.“ Und dann wandte sie den Blick dem Pfarrer und seiner Partnerin zu und sagte: „Wir wünschen euch zwei auch, dass ihr das Leben könnt, und wir möchten euch nicht verlieren.“

Das heißt, die Pfarrgemeinde weiß oft Bescheid?

Es sind viele, sehr viele, die in Partnerschaft mit einer Frau leben. Dass sie ihren Beruf weiter ausüben, ist ihre Entscheidung, das kann man ihnen nicht vorwerfen. Das Übel liegt eher an der Kirchenführung und am derzeitigen Kirchenrecht.

Würden Sie Ihr Amt gerne wieder ausüben?

Ja – allerdings würde ich nicht alle Aufgaben an mich bin-

den, sondern meine Aufgabe in der Motivation der Mitarbeiter und in der spirituellen persönlichen Begleitung sehen, nicht als Pfarrer, der Allesmacher.

Vor dem Hintergrund des Priestermangels sind die 150 Priester ohne Amt in Oberösterreich eine große Zahl.

Ja, das ist auch ein Hauptargument der Priester-ohne-Amt-Initiative. Aber nicht alle sind mehr bereit, etwa die Hälfte sagt, in den Verein gehe ich nicht mehr zurück.

Es gibt bei dieser Initiative auch Stimmen für einen heiligen Ungehorsam. Könnten Sie sich vorstellen, Messen zu halten?

Nein. Ein Grund ist: Man verunsichert die Leute. Warum setzt der eine heilige Handlung, die ihm die Kirche nicht erlaubt? Der zweite Grund ist: Ich möchte gar nicht diese Lü-

ckenbüßerrolle von bloßer liturgischer Funktion. Ich möchte ja, dass wir davon wegkommen, dass nur die Geweihten heilige rituelle Handlungen durchführen dürfen.

Was wäre eine Alternative?

Die Gemeinden sollten auf eine viel breitere Basis gestellt werden. Eine Frau, die sehr engagiert mitarbeitet, bei der sowieso alle Fäden zusammenlaufen – warum soll die nicht einer Mahlfeier vorstehen und eine heilige Handlung sprechen?

Wird eine Änderung kommen? Wird das Zölibat jemals aufgehoben werden?

Es wird so sein wie der Umbruch in der Sowjetunion. Plötzlich wird ein Michail Gorbatschow da sein, und ein Stein wird ins Rollen kommen. Das wird auch sehr viel Verunsicherung mit sich bringen.

Sie haben 2007 dem Papst ein Exemplar Ihres Jesus-Buches überreicht und ihn dabei auf das Zölibat angesprochen.

Er hat mich gefragt: „Sind Sie Fachtheologe?“ Ich habe gesagt: „Ja, aber ich bin auch Priester, allerdings darf ich den Beruf nicht ausüben, weil ich geheiratet habe, meine Gattin steht neben mir. Da hätte ich ein zweites Anliegen: Zölibat – es liegt in Ihrer Hand, der Kirche Perspektiven zu geben.“

Und die Reaktion?

„Das ist nicht so einfach.“ Er hätte auch sagen können: „Das ist ganz klar, das wird beibehalten.“ Nein, er hat gesagt: „Das ist nicht so einfach.“ Das klingt nach „Ich weiß, da muss es eine Lösung geben, aber ich habe sie nicht und bin dazu nicht in der Lage“.

Ein Zeichen in Richtung Änderung?

Die Änderung kommt sicher, nur nicht unter Papst Benedikt XVI. Und wir wissen nicht, wer der Nachfolger sein wird.

Anna Weidenholzer
www.lesterhof.at

Wir finden Millionen



Die Profis von **Xerox Global Services** sorgen beim Dokumentenmanagement in Ihrem Unternehmen für beeindruckende Prozessoptimierungen und Kosteneinsparungen. Das Ergebnis: deutliche Wertschöpfung und verbesserte Profitabilität. **There's a new way to look at it.**

Der Dokumentenfluss von digital zu Papier und wieder zurück kostet Unternehmen alljährlich Millionen. Wir von Xerox Global Services durchleuchten Ihre Prozessabwicklung und optimieren sie durch neue Technologien und eine bessere Zusammenarbeit von Mitarbeitern und Ressourcen. Beispielsweise werden Workflow und Technologie-

Kompatibilität in Ihrem gesamten Unternehmen genauestens analysiert, um maßgeschneiderte Lösungen zu finden: Consulting, Systemintegration, Digitalisierung, Inhaltsverwaltung und Outsourcing. Wenn Sie ein komplettes Portfolio unserer Serviceleistungen und Fallstudien wünschen, besuchen Sie gleich heute unsere Website xerox.at

xerox.at 0800 21 85 33



© 2009 XEROX CORPORATION. Alle Rechte vorbehalten. XEROX®, das Sphären-Symbol und „There's a new way to look at it.“ sind Warenzeichen der XEROX CORPORATION.



Roland Girtler: „Die katholische Kirche benötigte eine starke katholische Macht im nichtislamischen Teil Spaniens, um den Feind zu verjagen. Dazu bedurfte es eines prominenten Nationalheiligen, der den heiligen Krieg, den Kreuzzug, legitimierte. Einen solchen Heiligen fand man schließlich im Apostel Jakob.“

Der Schwindel mit dem Jakobsweg

Gerhard Scholz

Jährlich gehen über 100.000 Menschen den Jakobsweg nach Santiago de Compostela. Sie suchen religiöse, mystische oder auch schlicht nur persönliche Erfahrungen. Der Wiener Soziologe und Ethnologe Roland Girtler jedoch entlarvt den Pilgerweg als Propaganda-Mythos eines Kreuzzuges gegen Mauren, Juden und Ketzer.

economy: Sie üben heftige Kritik am Kult um den Jakobsweg. Warum?

Roland Girtler: Ich sage, dass das reine Geschichtsfälschung ist. Der Apostel Jakobus ist in Jerusalem enthauptet worden, sein Kopf wurde über die Stadtmauer geschleudert. Dubiosen Legenden zufolge soll sein Leichnam nach Spanien gekommen und in Galicien begraben worden sein. Dafür gibt es weder Beweise noch schlüssige Argumente.

Wie kam es dann zu dieser kultigen Pilgerbewegung?

Im Zuge der Völkerwanderung kamen etwa um 400 die Westgoten auf die Iberische Halbinsel. Um 710 kam es zu Thronstreitigkeiten, worauf der entmachtete Thronfolger Attila nach Ceuta an der nordafrikanischen Küste floh und sich Muslime, die kurz zuvor den Maghreb erobert hatten, als Verbündete suchte. 711 setzte ein muslimisches Heer nach Spanien über, schlug Roderich

und seine Leute, und in der Folge eroberten die Muslime die gesamte Halbinsel.

Was damals ja ganz Europa in helle Aufregung versetzt hat.

Ja, denn die Mauren kamen bis zur Loire, wo sie allerdings 732 von den Franken entscheidend geschlagen wurden. Auch den Norden Spaniens mussten sie bald räumen, wo die christlichen Königreiche gegen sie mobil machten. Deren Ziel war es, die Mauren, aber auch die spanischen Juden, die Sephardim, aus dem Land zu vertreiben. Damit begann die sogenannte „Reconquista“, die Rückeroberung des Landes durch die Christen. Aber auch schon dieser Ausdruck ist irreführend, denn niemals zuvor hatten die Christen Herrschaft über dieses Gebiet gehabt. Es war also keine Wiedereroberung, sondern einfach die nächste Eroberungswelle.

Trotzdem blieben die Mauren acht Jahrhunderte im Land.

Sie zogen sich aber bald in den Süden nach Andalusien zurück. Sie pflegten eine Ordnung der Toleranz, der Convivencia, des friedlichen Zusammenlebens aller Religionen. Synagogen und Kirchen blieben bestehen, daneben entstanden neue Moscheen. Alle Religionsgruppen konnten ihre Gesetze und Richter behalten. Die Juden hatten, im Gegensatz zu ihren Glaubensbrüdern im übrigen christlichen Europa, volles Bürgerrecht und konnten gemäß den mosaischen Gesetzen leben.

Und wann kam dann der heilige Jakob ins Spiel?

Die katholische Kirche benötigte eine starke katholische Macht im nichtislamischen Teil Spaniens, um den Feind zu verjagen. Dazu bedurfte es eines prominenten Nationalheiligen, der den heiligen Krieg, den Kreuzzug, legitimierte. Einen solchen Heiligen fand man schließlich im Apostel Jakob, von dessen Verehrung in Spanien man nachweislich bis in das 8. Jahrhundert nichts weiß. Die Figur des heiligen Jakob in San-



Im Namen des heiligen Jakobs führten die spanischen Königreiche und die katholische Kirche bis ins 15. Jahrhundert einen erbarmungslosen Kreuzzug gegen Mauren, Juden und Ketzer. F.: Photos.com

tiago de Compostela ist also mit purem politisch-katholischem Machtstreben verbunden.

Aber Jakob soll ja sogar Karl dem Großen im Traum erschienen sein?

Ausgerechnet Karl dem Großen, dem Verbreiter des Christentums mit kriegerischen Mitteln, soll Jakob im 8. Jahrhundert im Traum eine Sternstraße gezeigt haben, die von Norddeutschland bis ins spanische Galicien führte; außerdem habe Jakob ihn aufgefordert, diese Sternstraße und ganz Spanien von den Sarazenen zu befreien. Damit wurde der heilige Jakob zum Symbol des Kampfes gegen die Mauren. Da hat die Propagandamaschine der katholischen Kirche perfekte Arbeit geleistet. Heute wissen wir jedoch, dass alle einschlägigen Schriften, die vorgegeben haben, das zu dokumentieren, Fälschungen späterer Jahrhunderte sind. Tatsächlich benutzten dann Karls Truppen die alten römischen Heerstraßen, die in der Folge die Route des Jakobsweges bestimmten.

Der Apostel und Heilige wurde also gnadenlos in die Kriegspflicht genommen.

Der arme Jakob konnte sich ja nicht wehren. In vielen Propagandaschriften wurde er als Anführer der „militia Christi“ dargestellt, als Ritter, der in Gottes Kriegsdiensten steht. Später erhielt er sogar den Beinamen „Matamoros“, der Maurentöter. Jedenfalls regte diese Reklame die Pilger an, sich auf den Weg nach Santiago de Compostela zu machen und sich unter den Schutz dieses verwegenen Apostels zu stellen. Auf dem Höhepunkt des Jakobskultes, im 12. Jahrhundert, sollen jährlich 400.000 Pilger aus ganz Europa zum vermeintlichen Grab des Apostels gewandert sein.

Und der Kreuzzug hat sein Ziel letztendlich erreicht.

Ja, zwischen 1200 und 1492 ging's da ziemlich rund. Im Namen des schuldlosen Jakobs wurden neben den Mauren auch gleich die Juden und die Ketzer als Feinde ausgemacht und vertrieben oder ermordet. 1232 wurde dafür eigens die unselige Inquisition geschaffen. Es wurde gegen die Juden gehetzt, es gab Pogrome. 1451 wurden die absolut rassistischen „Statuten der Blutreinheit“ erlassen, um auch die zum Christentum konvertierten Juden diskriminieren

zu können. Unglaublich eigentlich, aber diese Statuten wurden in Spanien erst 1865 offiziell abgeschafft. Gleichzeitig massakrierte die Inquisition die Ketzer, die vom „wahren“ christlichen Glauben Abgefallenen. Die, die Glück hatten und nicht auf dem Scheiterhaufen landeten, mussten zur Strafe zum angeblichen Grab Jakobs wallfahrten, um ihre Sünden zu büßen.

Welches Fazit ziehen Sie aus dieser Tragödie?

Die Mauren und Sepharden lebten in Spanien eine großzügige Toleranz und eine hohe Kultur. Ihre Vertreibung bedeutete einen schmerzvollen Aderlass für Wissenschaft und Kunst. Das ist durchaus vergleichbar mit der Aushöhlung des österreichischen Geisteslebens in den 1930er Jahren, als die Juden gezwungen waren, vor ihren Verfolgern aus dem Land zu fliehen. Mit der Geschichte des heiligen Jakobs und des Jakobsweges verbinden sich von Anfang an Gewalt und Intoleranz, ebenso wie die Vertreibung und Vernichtung von Muslimen, Juden und Ketzern. Vielleicht gehen zukünftige Pilger den Jakobsweg auch mit diesen Gedanken.

Zur Person



Roland Girtler ist Professor am Institut für Soziologie der Universität Wien.

Foto: Rolf Bock

Koscher und Co: Über Essen und Religion

Essen und Trinken dienen nicht nur der physischen Existenzsicherung, sondern sind auch in religiöse Zusammenhänge eingebunden. Milchig, fleischig oder neutral? Koscher oder trefe? Darf ich, oder darf ich nicht?

Ralf Dziobowski

In wohl keiner anderen Religion hat die Rolle des Essens bei religiösen Zeremonien eine größere und bei besonderen Festtagsspeisen und Tischsitten eine tiefere Bedeutung als im Judentum. Die jüdischen Speisegesetze (hebräisch Kaschrut) sind Regelungen zur Zubereitung von Speisen, die im Tanach, der hebräischen Bibel, danach im Talmud sowie im späteren rabbinischen Schrifttum festgelegt sind und dem Ziel dienen, ein Leben in ritueller Reinheit zu ermöglichen. Entsprechend findet man diese Regeln natürlich auch im Alten Testament der christlichen Bibel.

Die Kaschrut beschreibt nicht nur, welche Lebensmittel ein gläubiger Jude als zum Verzehr geeignet betrachtet (etwa reine und unreine Tiere wie im dritten Buch Mose beschrieben). Sehr detailliert wird auch auf Regeln der Zubereitung der Speisen sowie der Einrichtung von Küchen und der Handhabung von Utensilien, die mit Speisen in Berührung kommen, eingegangen. Die biblische Anweisung, das Böcklein nicht in der Milch seiner Mutter zu kochen, führte zu dem Verbot, Fleisch und Milch zusammen zu essen.

Rein oder unrein

Lebensmittel und die aus ihnen hergestellten Speisen sind nach den Regeln entweder „koscher“, hebräisch für „rein“, und damit essbar – oder „trefe“ und damit unrein. Von den Säugetieren sind nur solche als kosher zu betrachten, die zweigespaltene Hufe haben und Wiederkäuher sind (zum Beispiel Kühe). Damit ist beispielsweise Schweinefleisch als „trefe“, das heißt als nicht kosher einzustufen, da Schweine zwar gespaltene Hufe haben, aber nicht wiederkäuen.

Koschere Lebensmittel lassen sich im Sinne der Kaschrut

in drei Bereiche einteilen: milchig (chalawi), fleischig (besari) und neutral (parve).

Für den Verzehr von Fischen gilt nach den Regeln der Kaschrut, also den jüdischen Speisegesetzen, dass alle Süß- und Salzwasserfische kosher sind, sofern sie über Schuppen und Flossen verfügen. Diese Bedingung erfüllen beispielsweise Hering, Lachs, Tunfisch, Hecht oder auch Karpfen. Aal, Wels und Hai hingegen tun dies nicht. Zudem sind Meeresfrüchte wie Krebse, Schalentiere, Krabben und alle Meeressäuger wie der Wal ebenfalls nicht kosher.

Vollkommene Trunkenheit

Seit mindestens 5000 Jahren wird in Israel Wein produziert. Damit der Wein kosher, also rituell rein ist, darf er nur von Juden hergestellt werden. Die traditionellen jüdischen Gesetze besagen, dass koscherer Wein unrein werden kann, wenn er von einem Nichtjuden berührt oder ausgeschenkt wird. Manche koscheren Weine werden daher vor dem Abfüllen gekocht (mewuschal). Dann bleibt der Wein im religiösen Sinn rein, egal wer mit ihm in Berührung kommt. Übrigens, was wenige wissen: Beim jüdischen Purimfest wird zu völliger Trunkenheit ermuntert. Der Talmud erklärt, dass man an Purim so viel Wein trinken solle, bis man nicht mehr weiß, wer in der Purim-Erzählung der Held ist und wer der Schurke.

Um beim Einkauf von Lebensmitteln sichergehen zu können, dass man nichts „Verbotenes“ erwirbt, gibt es entsprechende Zertifizierungen, sogenannte Hechscharim. Sie sind wie eine Art Siegel auf der Verpackung angebracht. Da es je nach Grad der Orthodoxie auch verschiedene Grade von Kaschrut gibt, kennen die Hechscharim entsprechende Abstufungen. Zumeist wird mit dem Hechscher auch vermerkt, unter wessen



Die jüdischen Speisegesetze, religiöse Vorstellungen und Rituale beeinflussen auf vielfältige Weise das Verhältnis des Menschen zu seiner Nahrung, die vor allem eines sein muss: rein. Foto: Bilderbox.com

Aufsicht der entsprechende Artikel hergestellt beziehungsweise geprüft wurde.

Sauberes Besteck

Auch für das Koschermachen von Messer und Besteck gibt es Gesetze. Hat man ein „fleischiges“ Messer zum Schneiden von kaltem Käse benutzt, muss man es zehnmal in die Erde stecken. Dadurch werden Fettreste vom Messer entfernt, und der Geschmack von Käse verschwindet. War der Käse jedoch warm, so reicht das Stecken in die Erde nicht, man muss das Messer abbrühen oder durch Feuer fast zum Glühen bringen. Hat man fleischiges Besteck mit milchigem verwechselt oder umgekehrt, verfährt man wie folgt: Man lässt das Besteck 24 Stunden ungenutzt, danach wird

es in kochendes Wasser getan, mit kaltem Wasser gespült, danach ist es parve, also neutral, und kann entweder für Fleischiges oder für Milchiges genutzt werden.

Wenn schon Tiere ihr Leben dafür hergeben müssen, dass sich der Mensch von ihrem Fleisch ernährt, so müssen sie in einer Weise getötet werden, die ihnen so wenig wie möglich Leid verursacht, das ist die Grundlage der jüdischen Schlachtmethode des Schächtens.

Schächten ist die vom jüdischen Religionsgesetz vorgeschriebene rituelle Methode, Tiere zu schlachten. Diese umfasst einen Segensspruch und einen schnellen, mit haarscharfem Messer geführten Halsschnitt, der das Tier ausbluten lässt.

Weisen bei der Untersuchung des Tieres die inneren Organe keine Unregelmäßigkeiten auf, gilt das Fleisch als kosher. Nur einem religiösen Juden, der alle Vorschriften kennt und die Technik des Schächtens erlernt hat, erteilt der Rabbiner die Befugnis zum Schächten. Er überwacht den Schächter und entzieht ihm gegebenenfalls die Lizenz.

Ein korrekt ausgeführter Schächtschnitt muss folgende Bedingungen erfüllen: Vor jedem Schnitt überprüft der Schächter die Schärfe und Gleitfähigkeit der Klinge. Der Schnitt ist in einem Zug und ohne Druck blitzschnell durchzuführen. Dabei darf die Klinge nicht von Fell oder Federn verdeckt sein. Die Schnittstelle ist für jede Tierart festgelegt.



Spitzenleistung im Fastenmonat

Wie halten es muslimische Fußballprofis eigentlich mit dem Fastengebot? Wozu raten Sportmediziner?

Ralf Dzioblowski

Den Fastenmonat Ramadan begleitet seit Jahren schon eine komplexe Diskussion: die Diskrepanz zwischen religiöser Tradition und dem harten Geschäft des Leistungssports, insbesondere des Profifußballs. Nicht nur in Deutschland, wo rund 50 Muslime bei Vereinen unter Vertrag sind, sondern auch in Österreich, dessen bekanntester Spieler muslimischen Glaubens wohl Nationalspieler Muhammet Hanifi Akagündüz sein dürfte, ist das ein Thema.

Das Fasten zählt zu den fünf Grundpflichten im Islam. „Beginnt und beendet das Fasten, wenn ihr die Mondsichel seht“, heißt es im Koran. Zwischen Sonnenauf- und Untergang darf der Gläubige nichts essen und trinken. Das ist für einen Bundesligaprofi eine ungemein große Herausforderung. Doch Ausdauerläufe, Vereinstraining und Bundesligaspiele stehen für die muslimischen Fußballer trotzdem auf dem Programm. Wie lässt sich das alles ohne nennenswerte Leistungseinbrüche vereinbaren?

An jubelnde Profifußballer, die nach einem Tor das Kreuz ihrer Goldkette küssen oder gen Himmel danken, hat man sich gewöhnt. Christlich gläubige Spieler zeigen dies gern den Fans, vor allem die zahlreichen Samba-Kicker aus Südamerika, die sich auch außerhalb des Platzes oft in Bibelkreisen zusammenschließen.

In letzter Zeit häufen sich aber auch die Glaubensbekenntnisse muslimischer Profifußballer. Sie alle bekennen sich dazu, ihr Leben nach dem Koran auszurichten. Der Prophet Mohammed konnte zu Lebzeiten natürlich nicht ahnen, dass es Jahrhunderte später zu einem Konflikt seiner Lehren mit der zunehmend auch für Muslime „schönsten Nebensache der Welt“ kommen könnte.

Entscheidend ist Vers 185 der zweiten Koran-Sure, der Ausnahmeregelungen für das religiös motivierte Fasten nennt: Nach gängiger Koraninterpretation gelten Ausnahmen für Reisende, kranke Menschen, schwangere Frauen, kleine Kinder oder körperlich schwer Arbeitende. Doch ob auch Kicker zu den



Franck Ribéry durchläuft jährlich die vier härtesten Wochen der Saison. Aber nicht Champions League, Pokal oder Länderspiele sind daran schuld, sondern der Fastenmonat Ramadan. Foto: EPA

„schwer Arbeitenden“ zu zählen sind, interpretiert jeder ein wenig anders.

Religiöses Fasten

Im Prinzip ist es eine Frage der Gewöhnung – und des starken Glaubens. Stürmer Momo Diabang holte sich Rat bei einem Imam in seinem Heimatland Senegal, der ihm gesagt haben soll: „Wenn der Job, von dem du lebst, es nicht zulässt, dass du fastest, ist es in Ordnung, wenn du es lässt.“ Anders hingegen sieht es der marokkanische

Profi Abdelaziz Ahanfouf: „Ich möchte später ins Paradies, da mache ich doch keine Ausnahme.“ Bayern-Star Franck Ribéry zeigt, dass es auch einen Mittelweg gibt. „An freien Tagen werde ich fasten. Wenn ich spiele, dann nicht“, sagt er.

Aus sportmedizinischer Sicht ist das Fasten bei hohem Flüssigkeitsverlust ein bedenklicher Vorgang, speziell im Leistungssport. „Flüssigkeit ist ein wesentlicher Faktor beim Leistungssport“, meint der Sport- und Ernährungswis-

senschaftler Hans Braun vom Deutschen Forschungszentrum für Leistungssport der Sporthochschule Köln. Denn die Körper der Spieler regenerieren ohne regelmäßige Nahrungsaufnahme langsamer. Wer fastet, füllt seinen Glykogenspeicher nicht nach. In diesem Fall muss der Körper bei großer körperlicher Aktivität seine eigenen Fettreserven angreifen, die eigentlich für Notfälle vorgesehen sind. Das führt fast zwangsläufig zu Konzentrationsmängeln und Schwächen.

Notiz Block



660 Chinesen konvertieren

In Saudi-Arabien sind auf einen Schlag 660 chinesische Arbeiter zum Islam konvertiert. Zuvor war ein Streit um den Einsatz von Nicht-Muslimen beim Bau einer neuen Bahnstrecke an den

heiligen Stätten des Islam in Mekka entbrannt. Die Bauarbeiter der China Railway 18th Bureau Group legten nach einem Bericht der Zeitung *Saudi-Gazette* in der Pilgerstadt Mekka in einer feierlichen Zeremonie das islamische Glaubensbekenntnis ab. Die Veranstaltung sei „eine

direkte Antwort darauf, dass an der Regierung Kritik geübt worden war, weil sie den Auftrag einer chinesischen Firma gegeben hat“, zitierte das Blatt Abdulaziz al-Khudairi, einen Assistenten des Gouverneurs von Mekka. Er gehe davon aus, dass sich von den insgesamt rund 5000 Arbeitern noch mehr zu diesem Schritt entschließen würden. Im Gouverneursamt seien nach der Auftragsvergabe Hunderte von Protestbriefen eingegangen, hieß es. Der Zutritt zu den heiligen Stätten des Islam in Mekka und Medina ist für Nicht-Muslime verboten.

Rom leidet unter Pilgerschwund

Auch der in Rom bisher florierende religiöse Tourismus bekommt die Krise zu spüren. Seit Jahresbeginn wurde im Vatikan ein Besucherrückgang von 15 Prozent gemeldet, berichteten italienische Medien. In den rö-

mischen Klöstern und anderen religiösen Institutionen, die Übernachtungsmöglichkeiten mit Tausenden Plätzen anbieten, ist der Pilgerschwund unübersehbar. „Pilger reisen oft mit einem beschränkten Budget. Sie zählen zur sozialen Schicht, die die Krise am stärksten zu spüren bekommt“, sagt Gianni Sensi, Präsident des Verbands für religiösen Tourismus in Rom. 180 Pilgerhotels wurden in den letzten Jahren in der Stadt eröffnet. Jeder Gläubige gibt durchschnittlich für Reise, Unterkunft und Verpflegung 390 Euro aus, das sind 20 Prozent weniger als bei einem normalen Touristen. Bis zu drei Mio. Pilger besuchen jährlich die Ewige Stadt, bis Jahresende sollte der Rückgang zehn Prozent betragen. Von dem Schwund belastet sind auch die Busgesellschaften, die die Pilger nach Rom führen. „Die Zahl der Personen pro Pilgergruppe ist dieses Jahr von circa 55 auf 30 geschrumpft“, so Anna Ialungo von Ialungo-

Bus. Einziger Trost ist, dass der religiöse Tourismus nicht auf bestimmte Monate beschränkt bleibt, sondern auf das gesamte Jahr verteilt ist.

Banker-Ausbildung nach dem Koran

Nach Straßburg bietet nun auch Paris erstmals einen Master-Abschluss in islamischen Finanzen an. „Es gibt eine große Nachfrage in Frankreich“, sagte Elyes Jouini, künftiger Leiter des Studiengangs, der Zeitung *Libération*. In der einjährigen Ausbildung geht es unter anderem um finanzielle Produkte und Strukturen, die das im Koran verankerte Zinsverbot beachten. In Straßburg gibt es seit Beginn des Jahres ein ähnliches Angebot. Seit Februar sind in Frankreich zwei scharia-konforme Finanzprodukte erlaubt, unter anderem ein Vertrag, der die Bank befugt, im Namen ihres Kunden zu investieren. APA/kl

Kirche: Jungfräulichkeit ist kultig

Über die Entstehung eines Kultes, der von der Mutter Jesu bis über Britney Spears in den 1990er-Jahren hinausreicht.

Emanuel Riedmann

Im weitesten Sinne definiert der Jungfräulichkeitskult im Christentum bis in die Gegenwart hinein das traditionelle Frauenbild. Jungfräulichkeit hat besonders für die katholische Kirche eine absolut essenzielle Bedeutung. Sie selbst präsentiert sich als die jungfräuliche Braut des Herrn. Jungfräulichkeit ist demnach ein Ideal, das gewissermaßen noch über dem Sakrament der Ehe steht und eine lange Geschichte hat.

Untrennbar mit dem christlichen Konzept der Jungfräulichkeit verknüpft oder gar als dessen Ausgangspunkt zu verstehen ist die Heilige Jungfrau Maria. Dabei war deren Jungfräulichkeitsstatus weit über ein Jahrtausend hinaus Anlass für hitzige innerkirchliche Diskussionen.

Eine lange Geschichte

Zwar wurde die unbefleckte Empfängnis schon sehr früh aus einer Bibelstelle abgeleitet und weitestgehend kritiklos akzeptiert. Jedoch stellten sich Gelehrte alsbald die Frage nach dem „Danach“. Jesus musste als Sohn Gottes von einer Jungfrau geboren worden sein, als Zeichen seiner Reinheit. Nur, was geschah bei der Geburt? Jahrhundertlang und in mehreren Konzilen wurde darüber beraten. Schließlich wurde beschlossen, dass Maria für immer, also auch trotz der Geburt Jesu sowie trotz gewisser Schriftstellen, in denen von Geschwistern Jesu die Rede ist, eine Jungfrau war und blieb. Kirchenkritiker wie Hans Küng wiederum behaupten, dass im Originaltext nicht einmal von einer „Jungfrau“, sondern schlicht von einer „jungen Frau“ die Rede sei.

Dass Marias Jungfräulichkeit die Kirche seit jeher beschäftigt, zeigen nicht zuletzt historische Eckdaten, die verdeutlichen, dass es sich dabei um ein höchst zentrales Thema handelt. Über das Wunder der unbefleckten Empfängnis herrschte dabei seit dem zweiten Jahrhundert kirchliche Übereinstimmung. Die immerwährende Jungfräulichkeit ist hingegen bis heute ein heikles Thema geblieben.



Der Kult um die Heilige Maria, Jungfrau, Ehegемahlin und Mutter zugleich, definierte schon früh das traditionelle Frauenbild. Foto: Photos.com

„Alle Bestandteile der Lehre von Marias immerwährender Jungfräulichkeit sind erst am Ende des vierten Jahrhunderts beisammen“, schreibt Giovanni Miegge, Professor für biblische Exegese, in seinem Buch *Die Jungfrau Maria* in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Das zweite Konzil von Konstantinopel legte im Jahr 553 schließlich die immerwährende Jungfräulichkeit Marias fest. Doch erst im Jahr 649 wurde nach einer langen Zeit von kursierenden Schriften und Legenden (als Protestant sprach Miegge dabei von der „Fantasie des Volkes“) die immerwährende Jungfräulichkeit Marias in einem Lateralkonzil zum kirchlichen Dogma erhoben.

Dennoch entbrannte immer wieder Streit über das Konzept der Immerjungfrau, sodass fast ein Jahrtausend nach dessen Dogmatisierung die immerwährende Jungfräulichkeit im Konzil von Trient 1546 erneut bekräftigt wurde. Der Hickhack hält bis heute an. Der deutschen Theologin und erfolgreichen Buchautorin Uta Ranke-Heinemann (*Eunuchen für das Himmelreich*) erscheint mittlerweile in der 25. Ausgabe) wurde 1987, nachdem sie öffentlich Zweifel an der Jungfrauengeburt Marias kundgetan hatte, die Lehrbefugnis für katholische Theologie entzogen.

Doch warum eigentlich noch immer diese Aufregung? Dürfte man heutzutage nicht die An-

sicht Miegges teilen, wonach „Marias leibliche Unversehrtheit nur für Maria selbst oder besser für ein Jungfräulichkeitsideal, das man in Maria verkörpert sehen möchte, Bedeutung hat“? Diese Erklärung leuchtet zwar ein, aber so einfach ist es offenbar auch wieder nicht. Denn auf dieses Ideal stützt sich in gewisser Weise die Legitimität der Kirche.

Das christliche Konzept von Jungfräulichkeit geht über bloße sexuelle Abstinenz hinaus, es steht viel mehr für ein exklusives Dasein für den Herrn. Auch wenn die Ehe ein Sakrament ist und somit über der Jungfräulichkeit stehen müsste, so ist sie praktisch eine „Übergangslösung“, in der gewisserma-

ßen die Liebe zu Gott auf einen Menschen projiziert wird. „Nur in dieser Welt heiraten die Menschen“, heißt es bei Lukas 20,34. Jungfräulichkeit stellt einen Bund auf höherer Ebene dar, einen, der im Gegensatz zur Ehe über den Tod hinausreicht. Die Kirche muss demnach in ihrer Selbstdarstellung an der Jungfräulichkeit festhalten, um ihren eigenen Maßstäben zu entsprechen. Auch wenn immer mehr Stimmen laut werden, die etwa eine Lockerung des Zölibats oder ähnliche Reformen fordern, nicht zuletzt wegen unappetitlicher Verstöße seitens Gottes vermeintlichem Bodenpersonal.

Kirchliche Auswirkungen

Selbstverständlich hat der jahrhundertealte Jungfrauenkult auch seine Auswirkungen außerhalb der Kirche. Eines der wohl bekanntesten Beispiele hierfür ist die englische Königin Elisabeth I., die, zumindest offiziell, ein Leben lang Jungfrau blieb. Zwar steckte mit Sicherheit auch politisches Kalkül dahinter, trotzdem entstand dadurch ein regelrechter Kult um ihre Person. In der Kunst wurde sie folglich als Göttin, Jungfrau oder als beides dargestellt, kaum jedoch als Frau. Bald entstanden Metaphern, die sie in einer Ehe mit ihrem Reich oder verheiratet mit ihrem Volk beschrieben. Dies entspricht exakt dem kirchlichen Konzept von Jungfräulichkeit als eine Art Ehe auf höherer Ebene.

Wenn man nun bedenkt, dass wahrscheinlich nichts unserem Kulturkreis einen so markanten Stempel aufgedrückt hat wie die Kirche, wird klar, dass auch heute, in Zeiten des Kirchenaustritts, eine deutliche Prägung besteht. Kulturkritiker beispielsweise, insbesondere Feministinnen, untersuchen deshalb, inwiefern moderne Geschlechterrollen aus dem Frauenbild der Kirche hervorgehen. Auch wenn der Einfluss der Kirche heutzutage längst nicht mehr so stark ist wie damals, geht der Ursprung des einen oder anderen Doppelstandards bezüglich moderner Geschlechterrollen eindeutig auf diese Auslegungen zurück.

„Genius 2009“ verliehen



NÖ-Wirtschaftslandesrätin Petra Bohuslav, Preisträger Alexander Pretsch, Michael Schruuf, Andreas Hochgatterer und RIZ-Geschäftsführerin Petra Patzelt bei der „Genius“-Übergabe. F.: NLK/Schleich

Die Preisverleihung des „Genius“-Ideenwettbewerbs 2009 fand Anfang Dezember im Technologie- und Forschungszentrum Wiener Neustadt statt. 15 „Genius“-Ideen und sieben Jugendpreis-Projekte hatten in diesem Jahr allen Grund zum Jubeln und freuten sich über Geldpreise im Gesamtwert von 50.000 Euro. Erfreut zeigten sich dabei nicht nur die Gewinn-

ner, sondern auch die niederösterreichische Wirtschaftslandesrätin Petra Bohuslav, die die Verleihungen vornahm: „Die Vielfalt der innovativen Ideen ist beeindruckend und zeigt das große Potenzial, das in unserem Land steckt. Mit dem ‚Genius‘-Wettbewerb bieten wir den Teilnehmern einen ersten Schritt in Richtung Umsetzung ihrer Ideen an.“

Aus insgesamt 60 Einreichungen zum „Genius“-Ideenwettbewerb nominierte die Jury heuer 21 Projekte für einen Preis. Aufgrund der hohen Dichte an ausgezeichneten Ideen wurden schließlich 14 Nominierte auch tatsächlich prämiert. Gleich drei Projekte wurden dabei ex aequo mit dem ersten Platz gewürdigt und erhielten ein Preisgeld

von jeweils 6000 Euro: „Neue Antibiotika aus dem Meer“, eingereicht vom neuen marinen Biotechnologieunternehmen Sealife Pharma aus Tulln, stellt ein neues Verfahren zum Auffinden antiinfektiver Substanzen im Meer dar. Die neuen Wirkstoffe werden dabei nicht wahllos gesammelt, sondern gezielt nach ökologischen Kriterien identifiziert. Damit will das innovative und professionelle Team der Resistenzproblematik im Antibiotikabereich entgegenwirken.

Zwei erste Preise

Ein weiterer erster Preis ging an das Projekt „Nova Home“, eine Smart-Home-Lösung für sicheres und energieeffizientes Wohnen, entwickelt im Geschäftsfeld Biomedical Systems des Austrian Institute of Technology in Wiener Neustadt. Das intelligente System verknüpft Sensordaten und

lässt Rückschlüsse auf die Lebensgewohnheiten der Bewohner zu. Bei Abweichungen werden entsprechende Maßnahmen oder Alarme eingeleitet, aber die Verhaltensmuster ermöglichen auch eine Senkung des Energieverbrauchs.

Das dritte siegreiche Projekt „Myproduct.at – Der erste Ab-Hof-Greißler im Internet“ ist eine Idee dreier ehrgeiziger Jungunternehmer aus Wieselburg: Es ist eine Online-Plattform zur Entwicklung und Vermarktung landwirtschaftlicher Spezialitäten aus Österreich – umgeben von einem sozialen Netzwerk, das den Kreis zwischen Produzenten und Konsumenten in einzigartiger Form schließt. Durch die Abwicklung von Marketing, Verkauf, Bezahlung und Vertriebsorganisation durch das My-Product-Team können sich die Landwirte auf ihre Stärken konzentrieren. *red*

Warenkorb



● **Schlankes Alu-Kisterl.** Dell präsentiert mit dem Vostro V13 ein extrem dünnes 13,3 Zoll-Notebook mit Aluminiumgehäuse zu einem sehr günstigen Preis. Los geht's ab rund 500 Euro. Das für den ständig mobilen Business-Einsatz konzipierte Notebook soll lediglich 20 Millimeter hoch und 1,6 Kilogramm schwer sein. Länge und Breite gibt Dell mit 230 beziehungsweise 330 Millimetern an. Neben dem Gehäuse aus gebürstetem Aluminium sorgen zinkverstärkte Scharniere für Stabilität. Das 13,3 Zoll-Display mit LED-Hintergrundbeleuchtung löst mit 1366 mal 768 Pixeln auf.



● **Ecogurke.** Das Blue Earth S7550 wird laut Samsung aus wiederaufbereiteten Plastikflaschen hergestellt. In der Rückseite des Handys steckt eine Solarzelle, um Energie mittels Sonnenlicht zu tanken. Ein Öko-Modus soll die Display-Helligkeit sowie Hintergrundbeleuchtung und Bluetooth-Nutzung stromsparend regeln. Über eine Fußgänger-Software gibt das Blue Earth zudem Auskunft, wie viel CO₂ der Anwender spart, wenn er läuft, statt mit dem Auto zu fahren. (Ungestützter) Preis: 329 Euro.



● **Festplatte für die Handtasche.** Auf der externen 1,8 Zoll-Festplatte Verbatim Pocket Drive lassen sich ab sofort bis zu 250 Gigabyte Daten speichern. Laut Verbatim wiegt die Festplatte 85 Gramm und passt dank der kompakten Abmessungen von 90 x 64 x 14 Millimetern sogar in eine Hand- oder Hemdtasche. Das Aluminiumgehäuse mit USB-Anschluss soll Daten vor groben Stößen schützen. Zum Lieferumfang gehören eine schwarze Tasche, die Dmailer-Back-up-Software und ein Tool zur Datensynchronisierung. Die Verbatim Pocket Drive ist für rund 125 Euro im Handel erhältlich.



● **Dauerläufer.** Toshiba hat eine neue Laptop-Reihe vorgestellt, die mit mobilen 13,3 Zoll-Rechnern aufwartet. Das erste Modell der Serie ist das Satellite Pro T130. Das Gerät wiegt 1,8 Kilogramm und integriert einen Sechs-Zellen-Akku mit einer Laufzeit von bis zu zehn Stunden. Die LED-Hintergrundbeleuchtung des Displays und ein sparsamer Intel-Core-2-Solo-Prozessor helfen bei der Energieeinsparung. Vorinstalliert ist die Windows 7 64 Bit Professional Edition. Das Satellite Pro T130 ist ab sofort ab 810 Euro erhältlich.

● **Intelligenter Helfer.** Protokollieren, diktieren, interviewen – Daten speichern, MP3-Musik oder Radio hören: Das können die neuen Diktiergeräte der UX-Serie von Sony. Im Vergleich zu ihren Vorgängern haben sie besonders in puncto Aufnahme- und Akkulaufzeit hinzugewonnen. Mit maximal vier Gigabyte Speicher bieten sie genügend Platz für über 1000 Stunden Sprachnachrichten. Dank leistungsstärkerer Akkus sind sie zudem besonders ausdauernd – eine einzige Akkuladung hält über 50 Stunden. Die Preise: 109 Euro (zwei Gigabyte), 149 (vier Gigabyte) und 159 Euro (vier Gigabyte und FM-Radio). *kl* Fotos: Hersteller



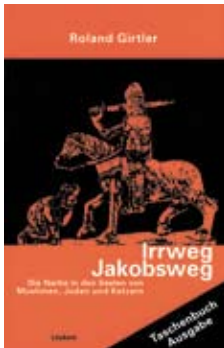
Leben

Buchtipps

Der Jakobs kult als Kreuzzugspropaganda

Seit Paulo Coelho seine spirituellen Reiseerlebnisse auf dem Weg zum vermeintlichen Grab des Apostels Jakob in Galicien veröffentlicht hat, ist die Pilgerschaft auf dem Jakobsweg Kult. Bestseller wird das Buch *Irrweg Jakobsweg* des umtriebigen Wiener Soziologen Roland Girtler keiner werden. Es macht sich nicht gut, wenn ein Mythos entlarvt, ja entzaubert wird.

Einen herzeigbaren Heiligen der ersten Kategorie brauchte die Allianz aus spanischen Königreichen und katholischer Kirche, nachdem maurische Muslime ab 711 große Teile der Iberischen Halbinsel erobert hatten. Karl dem Großen soll Jakob im Traum erschienen sein und ihn aufgefordert haben, einen heiligen Krieg gegen die Heiden zu führen. Auf dem „caminus stellarum“, der Sternstraße, sollte er zum Grab des Jakob ziehen.



Tatsächlich waren das alte römische Heerstraßen, auf denen Karl seine Truppen verschob. Den Kreuzfahrern folgten die Pilger. Knallharte Propaganda vermählte Kriegslogistik mit Pilgerschaft. Mit den Mauren

wurden, ab 1232 unter tatkräftiger Hilfe der Inquisition, auch gleich Juden und Ketzer aus dem Land vertrieben, wenn sie nicht schon vorher pyromanischer Behandlung unterzogen wurden. Dabei ist der wehrlos instrumentalisierte Apostel mit ziemlicher Sicherheit weder jemals in Spanien gewesen noch in Santiago begraben.

Über den redundanten, leicht chaotischen Gedankengang und Schreibstil des Autors sei mit Sympathie für seine Emphase hinweggesehen. *gesch*

Roland Girtler:

„Irrweg Jakobsweg“
Leykam 2007, 9,70 Euro
ISBN: 370-1-175-845

Schnappschuss

Massentaufe im Happel-Stadion



Am 8. August 2009 hat im Rahmen des Internationalen Kongresses der Zeugen Jehovas im Wiener Ernst-Happel-Stadion eine Massentaufe stattgefunden. Vor den zwei kleinen Schwimmbecken bildete sich eine Menschenlange, wo sich mehr als 100 Gläubige taufen ließen. Die Empfänger der Taufe stiegen in das Wasserbecken und tauchten komplett unter. Mehr als 40.000 Zeugen Jehovas besuchten in den vier Tagen den internationalen Kongress in Wien. Neben den über 21.000 Mitgliedern aus Österreich besuchten auch rund 20.000 Gäste aus aller Welt die Veranstaltung im Ernst-Happel-Stadion. *kl*

Foto: APA/Georg Hochmuth

Termine

● **Auto und Urlaub.** Von 14. bis 17. Jänner finden auf dem Wiener Messegelände zeitgleich die Vienna Autoshow und die Ferienmesse statt. Die Eintrittskarte ist für beide Veranstaltungen gültig. Kinder bis zum Alter von zwölf Jahren haben freien Eintritt, und die Kleinsten werden kostenfrei im Kids Corner der Messe Wien professionell betreut.

www.messe.at

● **Mekka für Umwelttechnik.** Wie können Kommunen angesichts immer knapper werdender Ressourcen die nachhaltige Versorgung mit Wasser und Energie sicherstellen? Wie lässt sich die Abfallthematik in den Griff bekommen? Wie können Unternehmen angesichts der allgemeinen Entwicklung Beschäftigung sichern und von neuen Märkten profitieren? Antworten auf diese und weitere aktuelle Fragen unserer Industriegesellschaft bietet die Envietch 2010. Als europäische Leitveranstaltung auf diesem Sektor 2008 mit großem Erfolg ins Leben gerufen, bekräftigt die 2010er-Ausgabe ihre Vorreiterrolle als Impulsgeber für den Wachstumsmarkt der Umwelttechnologien und erneuerbaren Energien.

www.enviotech.at

● **„Antonius vom Wienerwald“.** Ralf König ist „Bester deutschsprachiger Comic-Zeichner“ (1990) und „Bester internationaler Comic-Zeichner“ (1992). Für den „Kabinett-Automaten“ zeichnete er zum ersten Mal eine Comicgeschichte in breitestem Wiener Dialekt. Zu sehen bis 4. Februar im Durchgang Mariahilferstraße/Fürstenhof zum Museumsquartier in Wien.

Heiße Schokolade in der Hand

Glänzend schwarze Hülle, rot aufleuchtende Touch-Tasten, eine metallic-rote Zifferntastatur und ein schlankes, wertiges Gehäuse – das BL20 macht mit dem Beinamen New Chocolate (Nachfolger des legendären Chocolate) optisch viel her und wirkt fast edel. Das Display fällt mit 2,4 Zoll nicht üppig aus, stellt seine Inhalte jedoch schön klar,

hell und scharf dar. Für ein Handy unter 200 Euro ist das BL20 ansehnlich ausgestattet. LG hat an Quadband, UMTS und sogar HSDPA gedacht. Ab Werk sind im Speicher noch rund 70 MByte frei. Mit einer Micro-SD-Karte (nicht enthalten) kann man den Platz um bis zu acht Gigabyte erweitern. Nicht selbstverständlich für diese Preisklasse ist

die Fünf-Megapixel-Kamera mit LED-Blitz und Autofokus. Das Menü ist logisch aufgebaut, die Icons selbstredend. Der Slider lässt sich leicht aufschieben und rastet sauber ein. Die Tastatur liefert Tasten, die groß genug ausfallen. Auch die neun Touchtasten sind gut zu treffen und geben auf Wunsch eine Vibration als Feedback. Praktisch: Eine Taste führt direkt zu einem Task Manager, eine weitere zu



persönlichen Favoriten und eine dritte zu nützlichen Organizer-Funktionen. *kl* Foto: LG

Karriere

Mercedes Krutz (29), ehemalige Gruppenleiterin Business & Target Marketing bei Orange, zeichnet ab sofort für die Marketing-Agenden des Kleinanzeigen-Portals Willhaben.at verantwortlich. Zu ihren Kernaufgaben zählen das Corporate Branding, Kommunikation und PR sowie alle strategischen Kooperationen. Foto: Willhaben.at



Gerhard Poppenberger (35) ist neuer Einkaufsleiter bei Niedermeyer und übernimmt somit die Verantwortung für die Sortimentsgestaltung des heimischen Traditionshauses. Der studierte Betriebswirt bringt aus seiner bisherigen Laufbahn profunde Kenntnisse im Hinblick auf den heimischen Fachhandel mit. Foto: Niedermeyer



● Seit Oktober 2009 verstärkt **Stefan Schmiedinger (31)** das Sales-Team der PCS IT-Trading. Von HP kommandiert, bringt er großes Know-how im Bereich IT-Infrastruktur und Services mit. Seine Karriere startete der Absolvent der FH Steyr bei BMD. Danach war er bei Lisec und bei Hewlett-Packard (HP) beschäftigt. Foto: Henkel



Damianos Soumelidis (47) wurde zum Country Manager der S&T Austria ernannt, wo er seit 2007 beschäftigt ist. In dieser zentralen Funktion will Soumelidis S&T noch intensiver auf dem lokalen Markt positionieren. Vor seiner Zeit bei S&T war der Manager unter anderem bei EDS und Compaq tätig. Foto: S&T



Neue Marketing-Direktorin bei SAP Österreich ist Elisabeth Unger-Krenthaller (35). Die Absolventin des Studienlehrgangs „Europäische Wirtschaftsführung“ am BFI Wien war zuvor bei Microsoft als Senior Produkt-Manager (ERP und CRM) und Marketing-Manager Mittelstand tätig. *kl* F.: SAP/Wilke



**Margarete Endl**

Feiern gegen Kulturkonflikte



In der Greiseneckergasse in Wien gibt es ein Haus mit der Aufschrift „Islamische Liga der Kulturen“. Tausendmal bin ich daran vorbeigegangen. Nie hineingegangen. In vielen Hinterhöfen gibt es muslimische Gebetsräume. Un- eingeladen dort aufzutauchen würde man nicht wagen. Doch warum eigentlich nicht? Bei einer Reise nach Istanbul hatscht man auch in jede Moschee, so sie architektonisch interessant ist. Wir alle leben in Parallelwelten. Da sind die Rosenkranz-Katholiken, die täglich beten, und die Feiertagskatholiken, die es nur bei der Weih-

nachtsmette tun. Da sind die sonstwie Spirituellen, die meditieren oder matriarchatsinspirierte Vollmondfeste feiern. Da sind die tiefgläubigen Muslime, die fünfmal am Tag beten, und die anderen Muslime, die es weniger oft tun.

Wir leben im gleichen Land, doch wir kennen einander kaum. Die muslimische Nachbarsfamilie zur Feier am Heiligen Abend einzuladen – seltsamer Gedanke. Mit den Nachbarn nach dem Ramadan gemeinsam Fastenbrechen – auch seltsam. Die von den Religionsoberen ausgerufenen Dialoge, der christlich-islamische oder der christlich-jüdische, haben nicht gegriffen. Deshalb schaukeln sich die Konflikte – im Moment die Minarettkonflikte – so auf. In Malaysia werden alle religiösen Feiertage gefeiert. Von allen. Das chinesische Neujahrsfest, die hinduistischen, die islamischen Feste. Das wäre eine Lösung für unsere Kulturkonflikte.

Alexandra Riegler

Drehung mit dem Wind



Hillary Clinton betet Mittwochfrüh. Das Ritual begann, als sie, seinerzeit noch Juniorsenatorin von New York, in einen einflussreichen Washingtoner Gebetskreis aufgenommen wurde und damit Zutritt zu einem Teil des Altherrenregiments am Capitol Hill erhielt. Jede Woche kam Clinton dort mit einer Handvoll Senatorenkollegen zur Fürbitte zusammen. Zwei Jahre später holte sie sich im Rennen um das Präsidentenamt einen religiösen Konsulenten an ihre Seite. Linke Blogger mokierten die Entscheidung ebenso wie Barack Obamas Entschluss, den Pfingstler-

Pastor Joshua DuBois zum „religiösen Reichweitenberater“ seines Wahlkampfs zu machen. Die Aufgabe der Berater war klar definiert: den Bibeltreuen des Landes die für ihren Geschmack zu linke Agenda der demokratischen Partei schmackhaft zu machen. Trotz vorsichtig abnehmender Religiosität – laut American Religious Identification Survey kann ein Fünftel des Landes mit Religion nichts anfangen – steht außer Zweifel, dass Obamas öffentliche Glaubensbekenntnisse für seinen Sieg unerlässlich waren. Dass inzwischen katholische Bischöfe beim Gesetzesvorschlag zur allgemeinen Krankenversicherung mitreden und Schwangerschaftsabbrüche von den finanziellen Leistungen künftig ausgenommen sein könnten, zeigt, wie schmal der Grat zwischen Diplomatie und dem Verrat der eigenen Ideale ist. Stumm verweisen die Demokraten auf die Macht der religiösen Rechten. Im offiziellen Sprech werden die Kompromisse indes verschwommen als Mittel zum obersten Zweck, dem Vorwärtstkommen, genannt.



Kilian K. ©2009

Karikatur: Kilian Kada

Rapid ist meine Religion

Relativ einfach finden sich Parallelen zwischen Fußball und Religion.

Michael Liebming

„Rapid ist meine Religion!“ – daran glauben viele Anhänger der Grün-Weißen. Sie bringen dies in Fan-Foren, auf Schals oder in Medien häufig zum Ausdruck. Grundsätzlich glauben sie an ihre Mannschaft samt deren „Fußballgöttern“, auch wenn es im ersten Gebot dazu heißt: „Du sollst keine anderen Götter neben mir haben.“ Da mag es auch nicht weiter befremdend wirken, wenn auf der persönlichen Website von Stefan Maihofer die Fußballbegeisterte Sophie Huber den Eingangssatz mit den Worten „Rapid hat Gott als Stütze“ erklärt.

Wen sollte es da noch wundern, dass die Heimstätte „Sankt Hanappi“ – eine Bezeichnung, die der ehemalige Rapid-Trainer Josef Hickersberger in der Meistersaison 2004/05 prägte, als kein einziges Heimspiel verloren ging – genannt wird? Oder dass der Spieler Andreas

Ivanschitz nach seinem Vereinswechsel nach Salzburg nur mehr „Judas“ geschimpft wurde? Rapid ist halt Religion. Wenn beispielsweise Stadionsprecher Andy Marek „Steffen“ ankündigt, dann folgt ein „Hofmann“ aus Tausenden Kehlen wie das Amen im Gebet. Und auch das Einklatschen der Rapid-Viertelstunde darf ebenso wenig fehlen wie die Gabenbereitung während der Eucharistie.

Pilgerstätte und Messwein

Dass kürzlich mehr als 7000 Fans nach Hamburg „pilgerten“, kann durchaus als weiteres Indiz ob der engen sprachlichen Verknüpfung von Religion und Fußball gelten. Da bedarf es nicht einmal einer – wie in der Halbzeitpause möglichen – „Kabinpredigt“.

Und nicht selten trinken Fußballer nach großen Finalspielen direkt aus dem eben errungenen Pokal wie auch der Priester aus seinem Messkelch. Leider sind

Stoßgebete auf den Tribünen knapp vor Spielende beispielsweise wegen einer drohenden Niederlage statistisch noch nicht erhoben.

„Religion ist in jeder Ecke der Welt vorhanden“, zog der österreichische Dirigent Nikolaus Harnoncourt einen Vergleich mit der allgegenwärtigen Musik. Insofern macht die Weltanschauung Rapid an Stadion- oder Stadtgrenzen ebenfalls nicht halt, verkommt aber im direkten Vergleich zu den Merchandising-Großmeistern und Jünger sammelnden Manchester United, Bayern München oder Real Madrid zu einer Weltreligion mit eher geringerer Anhängerzahl. Da hilft es auch nicht, dass das Sinngebungssystem Rapid mittlerweile eine sehr lange Tradition besitzt.

Eines aber haben Religion und Fußball auf alle Fälle gemeinsam: die Ungewissheit, was letztendlich auf einen zukommt.

Consultant's Corner

Faith of the Future

Post crisis, demand is up for trust, values and all religions are becoming more popular. Ray Andrews, former pastor, missionary, psychologist brings a fresh approach through self-understanding and removing a legalistic view of faith. Creator of a temperament test and the unique self cycle, he reveals the person created by born temperament and past messages or the „baggage of our lives“. Andrews's work began after research illustrated that when trouble hit, both religious and non religious people behaved identically: „Some coping mechanisms could



get one arrested, others promoted to the ministry, but both are same in God's eyes.“ Here, judgment and legalism is replaced by grace-forgiveness, looking forward knowledgeably, unhindered by the past mistakes, though living with the consequences. Pragmatic in his Christian faith, Andrews brings a fresh compassionate perspective. Leaders post crisis may well heed both Andrews and Benjamin Akande (Webster University) who stated: „Lead yourself first and then you can lead others.“ Leading yourself may be easier with a solid faith as a foundation.

Lydia J. Goutas, Lehner Executive Partners



Kommentar der anderen

Redaktion: Gerhard Scholz



Foto: MABEL

Markolf H. Niemz Die Reise ins weiße Licht

Dank der modernen Notfallmedizin gibt es heute immer mehr Menschen, die nach einem kurzen Herzstillstand wiederbelebt werden. Nicht selten berichten sie danach, dass sie eine sogenannte Nahtoderfahrung gemacht haben. Dabei wird oft Ähnliches erlebt: eine außerkörperliche Erfahrung, ein Flug durch einen Tunnel mit einem hellen Licht an dessen Ende, eine Art Lebensrückschau, ein verändertes Gefühl für Raum und Zeit. Die Schulmedizin scheitert mit ihrem Versuch, diese Phänomene als Halluzinationen zu deuten, weil viele Betroffene während ihres Herzstillstands etwas erlebt haben, was weit von ihnen entfernt tatsächlich geschehen ist.

Raum, Zeit, Licht – das sind Begriffe, die auch in Albert Einsteins Relativitätstheorie eine wichtige Rolle spielen. Einstein erkannte vor über 100 Jahren, dass Raum und Zeit nur relativ sind. Wenn sich ein Objekt relativ zu einem Beobachter bewegt, erscheint es für diesen kürzer. Wenn

sich eine Uhr relativ zu einem Beobachter bewegt, läuft sie für diesen langsamer. Im Grenzfall einer Relativbewegung mit Lichtgeschwindigkeit schrumpfen alle räumlichen und zeitlichen Distanzen auf den Wert Null. Die Ewigkeit existiert also tatsächlich – im Licht! Falls unsere Seele beim Sterben Lichtgeschwindigkeit erreicht, könnte sie mit Leichtigkeit riesige Entfernungen überwinden und ein ganzes Menschenleben auf den Bruchteil einer Sekunde komprimieren.

Doch damit nicht genug; auch aus physikalischer Sicht kommt es bei einer Bewegung mit Fast-Lichtgeschwindigkeit zu einer Art Tunnelerlebnis. Der sogenannte Searchlight-Effekt besagt, dass bei derart

hohen Geschwindigkeiten das Umgebungslicht gebündelt wie bei einem Scheinwerfer wahrgenommen wird. Es sieht aus wie bei einem Flug durch einen Tunnel mit einem hellen Licht am Ende. Aber der Clou kommt erst noch: Viele Nahtoderfahrene berichten, mit einem Affenzahn durch den Tunnel gerauscht zu sein. Ist es Zufall, dass auch der Searchlight-Effekt nur bei sehr hohen Geschwindigkeiten auftritt? Ist es ein zweiter Zufall, dass am Ende dieses Tunnels Licht ist – also die Ewigkeit? Und ist es ein dritter Zufall, dass Materielles niemals Lichtgeschwindigkeit erreichen kann? Dass es sich folglich lohnen könnte, nach immateriellen Werten wie Liebe und Wissen zu streben?

Das Jenseits ist ein gigantischer Speicher von aller Liebe und allem Wissen. Ein Leben nach dem Tod kann es nicht geben, weil Leben stets Entwicklung bedeutet, die in der Ewigkeit – einem Zustand der Vollkommenheit – nicht mehr möglich ist.

Markolf H. Niemz ist Direktor der Mannheim Biomedical Engineering Laboratories (Mabel) der Universität Heidelberg und der Hochschule Mannheim. www.lucys-vermaechtnis.de

Daniela Müller Weibliche Erlöser



Foto: privat

Für den christlichen Glauben ist die Einmaligkeit des Erlösers eine unabdingbare Annahme. Feministische Theologinnen kämpfen dafür, gerade dieses Dogma der einmaligen männlichen Erlösergestalt aufzubrechen. Nur weni-

gen ist bekannt, dass es in der Nachfolge Christi weibliche Erlöser schon tatsächlich gegeben hat. Doch diese Frauen wurden als Ketzerinnen angeklagt und auf den Scheiterhaufen gebracht. Zwei Beispiele.

Im Jahr 1300 ging in Mailand der exhumierte Körper der zuvor posthum als Ketzerin verurteilten Guglielma in Flammen auf, die verkündet hatte, dass der Heilige (Hl.) Geist sich in ihr inkarniert habe. Nach ihrem Tod soll Guglielma auferstanden und ihren Getreuen erschienen sein. Zu ihrer päpstlichen Stellvertreterin ernannte sie eine Frau. Im August 1325 bekannte die Begine Prous Boneta vor einem Inquisitionsgericht im südfranzösischen Carcassonne öffentlich ihren Glauben, dass die Kirche ihre geistige Mission verraten habe; daraufhin wurde sie zum Tod durch Verbrennen verurteilt. Am Gründonnerstag 1321 war ihr Christus erschienen und hatte ihr offenbart, dass sie auserwählt sei, die Ankunft des Hl. Geistes zu verkünden, mit dem sie selbst erfüllt werde.

Im Mittelpunkt des Glaubens dieser Frauen steht die Vorstellung, die Inkarnation des Hl. Geistes zu sein und

als solche den Anbruch eines neuen Zeitalters einzuleiten: das Zeitalter des Hl. Geistes; das Zeitalter einer geistigen Kirche und einer geistigen Erleuchtung durch ein ungeschriebenes Evangelium. Sie selbst werden dadurch zu Retterinnen der Menschheit – nicht als Instrument des Heils wie Maria, sondern eigenständig und als Teil der trinitarischen Gottheit.

Die real existierende Kirche ihrer Zeit sehen beide als „Auslaufmodell“. Ein radikaler Neuanfang soll stattfinden, der sich schon in Gottes Wahl seines Boten ausdrückt: Eine Frau, deren rechtliche und soziale Position im Mittelalter weitgehend eingeschränkt war, wird zur Wendemarke des Heils, der Rettung, der Versöhnung.

Hatte mit Maria schon einmal eine konkrete Frau die Kirche symbolisiert, warum sollte dann nicht wiederum eine konkrete Frau diese neue Kirche des Geistes repräsentieren? Im Ursprung ist der Hl. Geist weiblich, was sich auch im hebräischen Femininum „ruach“ ausdrückt. Dem entspricht auch die Gestalt der göttlichen Erlöserin Sophia – die Weisheit als weibliches Pendant des Christus, des Logos, der männlichen Vernunft. Jesus als Verkünder der weiblich-göttlichen Weisheit ist zudem die älteste in den Evangelien zu findende Christologie – bevor durch die johannäischen Schriften der männliche Logos auf ihn übertragen wurde.

Daniela Müller ist Professorin für Kirchengeschichte an der Radboud Universität in Nijmegen, Niederlande. www.ru.nl

Paul Schulz Atheistischer Glaube



Foto: Evelin Frerk

Religion bedeutet immer Fremdherrschaft Gottes über den Menschen. Immer steht der Mensch unter göttlichen Verböten, wird zuwiderhandelt, so die Bibel, als Sünder bis in den Tod verfolgt und darüber hinaus bis in die Hölle. Selbst der Himmel ist eine göttliche Diktatur. Die Repressionen der Religion(en) erfüllen in einer Demokratie den Tatbestand der Unterdrückung und der Erpressung.

Erst durch die Loslösung von Gott als der höchsten religiösen Autorität befreit sich der Mensch von Fremdbestimmung. Indem er sich selbst herausnimmt aus der göttlichen Bevormundung, entwickelt er sich zu einem sich selbst bestimmenden und verantwortenden Individuum. Ein solcher Mensch bekennt sich in unserer demokratischen Gesellschaft als Atheist.

„Der Mensch ist frei geboren, überall liegt er in Ketten.“ Dieser Aufschrei der Aufklärung, damals zur Befreiung des Menschen, richtete sich gegen die kirchlich-religiöse Beherrschung des Menschen, denn alle staatliche Gewalt vollzog sich ursächlich in Vollmacht Gottes und damit als theokratische Unterdrückung. Auch heute ist die geistige Befreiung des Menschen aus religiöser Fremdbestimmung ein zentrales Thema unserer säkularen Gesellschaft, die von göttlichem Irrglauben und kirchlich-religiöser Hochfähigkeit nur so trieft.

Der Mensch kann sehr wohl in eigener Verantwortung leben – ohne Kirche, ohne Religion, ohne Gott. Viele Menschen tun das. Sie verstehen ihr Leben vor dem Tod als ihr einziges Leben. Sie versuchen, dieses Leben bestmöglich zu gestalten. Sie setzen sich Ziele, geben sich selber Sinn, erfüllen Pflichten. Sie haben Freunde, genießen die Freuden in der Vielfalt und Schönheit des Daseins. Zugleich wissen sie um den Tod als das ganz natürliche Ende ihres Lebens – für immer. Ihren Tod verstehen sie als das Nichts, in dem – ohne allen Schrecken – ewiger Frieden herrschen wird.

Der Mensch kann sehr wohl zugleich in Mitverantwortung für den Mitmenschen und für die Gesellschaft leben, auch ohne Kirche, ohne Religion, ohne Gott. Viele – gerade auch junge – Staatsbürger tun das, oft sogar unter schwersten persönlichen psychischen Belastungen, als Kranken- oder Altenpfleger, als Polizisten und Rettungsdienste bei entsetzlichen Unfällen, als Soldaten in Afghanistan. Sie leben durch und durch in humanistischen Lebensidealen.

Der Mensch kann sich selbst befreien zu einem autonom-humanistischen Menschen in einer säkularen Welt. Der Mensch braucht dazu keinen Papst, keine Religion, keinen Gott. Er braucht nur verantwortungsbewusste Menschen, die mit ihm im Leben und Sterben solidarisch sind.

Paul Schulz ist Theologe und Autor des neuen Buches „Atheistischer Glaube. Eine Lebensphilosophie ohne Gott“. www.drpaulschulz.de

Von der Immobilie zum Service

Österreichs Impulszentren bieten jungen technologieorientierten Unternehmen und lokalen Klein- und Mittelbetrieben einen Platz, wo sie sich in einer fertig aufbereiteten Büro- und Produktionsinfrastruktur ansiedeln können. Doch reine Gebäudevermietung ist nicht mehr zeitgemäß, zunehmend gefragt sind unternehmerische Dienstleistungen.

Gerhard Scholz

In den 1980er und 1990er Jahren wurden mit Förderungen des BMVIT (Bundesministerium für Verkehr, Innovation und Technologie) österreichweit Impulszentren gebaut – unter diesem Begriff werden Technologie-, Gründer- und Innovationszentren zusammengefasst. An ihren Standorten stehen Gebäude mit hochwertigen infrastrukturellen Einrichtungen mit dem Ziel, eine Gemeinschaft von technologieorientierten Unternehmen dort anzusiedeln. Darüber hinaus werden durch das Zentrumsmanagement Dienstleistungen im Zusammenhang mit Unternehmensgründungen, Förderungen und Regionalentwicklung angeboten.

Schnittstelle zur Wirtschaft

In Österreich herrscht eine überdurchschnittlich hohe Dichte an Impulszentren. Zum Vergleich: In ganz Bayern gibt es 19 Zentren, in Österreich sind es 90. Die meisten Zentren sind Mitglied des Verbandes der Technologiezentren Österreichs (VTÖ), der vom Wirtschaftsministerium (BMWFJ) finanziell unterstützt wird.

Wie Michael Losch, Sektionsleiter für Wirtschaftspolitik, Innovation und Technologie im BMWFJ, betont, nimmt der VTÖ eine wichtige Rolle an der Schnittstelle zu den Unternehmen ein: „Die Aufgabe des VTÖ ist, in der Technologieszene Plätze zu schaffen und zu managen, wo neue, junge Technologieunternehmen Anschluss



Die Immobilien stehen in den österreichischen Impulszentren längst nicht mehr im Mittelpunkt, viel wichtiger werden in Zukunft die Beratungsdienstleistungen für regionale Unternehmen sein. Foto: VTÖ

finden und sich einbetten können. Da geht es darum, geeignete Rahmenbedingungen und Strukturen bereitzustellen.“

Wolfgang Rupp, Vorsitzender des VTÖ, dazu: „Ich vergleiche ein Impulszentrum gerne mit einem Computer: Die Hardware ist das Gebäude und dessen Vermietung, die Software ist das Erbringen von Dienstleistungen für technologieorientierte Jungunternehmer, Gründer, Klein- und Mittelbetriebe im Haus und in der Region.“ Doch die Hardware, spricht: die Immobilie, tritt immer mehr in den Hintergrund; wichtiger wird die Software, also die Beratung und Betreuung der Unternehmen im regionalen Umfeld. Darum wer-

den besonders die Zentrumsmanager animiert, sich vom „Immobilienverwalter“ zum „Unternehmensberater“ weiterzuentwickeln und so auch höher zu qualifizieren. Rupp: „Wir müssen verstärkt in die Dienstleistung gehen, Förderberatung machen, Antragstellung anbieten, müssen mithelfen, Projekte abzuwickeln, aktives Netzwerken betreiben und uns an unseren Kunden, Gründern sowie kleinen und mittleren Unternehmen (KMU), orientieren.“

Eine österreichische Besonderheit ist, dass viele Impulszentren im ländlichen Bereich angesiedelt sind. Analog dazu verfügt auch der VTÖ über eine starke dezentrale Basis mit aus-

gezeichneter Kenntnis der regionalen Gegebenheiten. Vor allem innovative und technologieaffine Unternehmensgründer und KMU sollen in Zukunft noch intensiver betreut und in überregionale und auch internationale Innovationssysteme, spricht: Förderprogramme, eingebunden werden, meint Wolfgang Rupp: „Wir sehen hier großen Bedarf. Speziell KMU mangelt es oft an den notwendigen Ressourcen. Hier bieten sich unsere Impulszentren als regionale Beratungsdienstleister bestens an.“

In einem Pilotprojekt haben sich sechs Impulszentren zusammengetan, um KMU, die bisher nichts mit Forschung und Ent-

wicklung (F&E) zu tun hatten, in Bundesförderprogramme zu bringen. In eineinhalb Jahren wurde damit ein Projektvolumen von neun Mio. Euro geschaffen. VTÖ-Geschäftsführer Clemens Strickner ergänzt: „Von den Projektbeteiligungen, die dabei entstanden sind, waren 61 Prozent Neuaktivierungen, also Unternehmen, die zum ersten Mal in F&E-Förderprogramme gehoben wurden.“

Regionale Dienstleister

Kooperiert wird auch mit der AWS (Austria Wirtschaftsservice) und der FFG (Österreichische Forschungsförderungsgesellschaft), um deren Förderprogramme mithilfe der VTÖ-Zentren in den Regionen besser bekannt zu machen. Dazu Strickner: „Wir planen für nächstes Jahr ein weiteres Pilotprojekt, bei dem sich Zentrumsmanager über AWS- und FFG-Programme, die speziell für Gründer und KMU interessant sind, schulen lassen, um dann als Botschafter von AWS und FFG draußen in den Regionen aufzutreten.“

Wolfgang Rupp abschließend: „Die Immobilie steht nicht mehr im Mittelpunkt. Wir sehen die Software, also unsere Dienstleistungen, die wir für Gründer und KMU in den Regionen erbringen, als viel wichtiger und losgelöst von der Immobilie an. Unsere Perspektive ist, dass in fünf Jahren die VTÖ-Mitglieder, also die Impulszentren, reine Dienstleister sind.“

www.innovationszentren-austria.at
www.vto.at

1999 | 2009 **10 Jahre economyaustria.at** **bmw BMW F^a**

Alcatel-Lucent APA CISCO BMW IDS Kapsch WIRTSCHAFTSBLATT playbox PayLife QENTA wirecard

XR GER 1999 2009 T...Systems xerox ac-cent WIRTSCHAFTSBLATT core WIRTSCHAFTSBLATT

evolaris eco N schneppart hegenberg tcc ncl WIRTSCHAFTSBLATT VTÖ

WIRTSCHAFTSBLATT economyaustria.at ECOFORMAT NACHWACHSUNG presstext WIRTSCHAFTSBLATT

Das Special Innovation wird von der Plattform economyaustria finanziert. Die inhaltliche Verantwortung liegt bei economy. Redaktion: Gerhard Scholz und Sonja Gerall

Special Innovation

Schnittstelle Mensch – Computer

Das österreichische Usability-Forschungszentrum Cure bringt wissenschaftliche Disziplinen mit Projekterfahrung aus Forschung und Industrie zusammen, um die Benutzbarkeit von Systemen zu verbessern.

Gerhard Scholz

Warum bereitet die Bedienung vieler technischer Geräte oft Schwierigkeiten, wo sie doch dafür entwickelt wurden, uns das Leben einfacher zu machen?

Der Schlüssel zur Beseitigung solcher Probleme heißt „Usability“, also Benutzbarkeit. Die Qualität eines Interface, der Schnittstelle Mensch – Computer, bestimmt, wie wir damit umgehen, ob wir es benutzen können oder nicht, ob wir damit zu dem gewünschten Ergebnis kommen oder nicht. Das Interface (als Benutzeroberfläche) bestimmt wesentlich Wert und Erfolg eines Produkts oder einer Technologie, ob Handy, Videorekorder oder Website.

Europäisches Format

Die konkrete Umsetzung von Usability wird als „Usability Engineering“ bezeichnet; darunter versteht man die Methoden und Verfahren bei der Entwicklung benutzerorientierter Systeme.

Obwohl der Bereich Usability und Usability Engineering von den USA, Skandinavien und dem anglikanischen Raum dominiert wird, konnte sich auch eine österreichische Organisation in diesem Forschungsfeld einen Namen machen und sich zu einem der größten unabhängigen europäischen Forschungszentren entwickeln: Cure, das Center for Usability Research & Engineering, mit Sitz in Wien.

Benutzbare Umwelt

Die Aufgabenstellung von Cure beschreibt Forschungskordinator Arjan Geven so: „Für den Benutzer ist die Benutzeroberfläche, das Interface, die Schnittstelle zum System, entscheidend. Die dahinterliegende technische Umsetzung ist aus seiner Sicht unwesentlich. Benutzbarkeit ist das zentrale Kriterium für den Erfolg von Systemen aller Art.“

Aber benutzerorientiertes Design entsteht nicht von selbst, es erfordert vor allem das fun-

dierte Verstehen von Menschen und ihren Alltagszusammenhängen, wie sie leben, wie sie arbeiten, wie sie mit anderen Menschen und Systemen interagieren und kommunizieren.“

Die Vision von Cure liegt in der Schaffung einer benutzbaren Umwelt, in welcher Technologien und Systeme die Menschen in ihren täglichen Anforderungen scheinbar nahtlos unterstützen. Das Zentrum verfügt dafür über eines der weltweit modernsten Forschungs- und Testlaboratorien in seiner Art. Mit über 300 Projekten und rund 200 Projektpartnern aus 15 Ländern in rund 20 verschiedenen Anwendungsbereichen ist Cure heute eine der führenden Organisationen auf dem Gebiet der Usability-Forschung in Europa.



In den Cure-Usability-Labs werden unterschiedlichste Szenarien simuliert; so kann mit dem sogenannten „Eye-Tracking“ festgestellt werden, wie ein Benutzer Bildbewegungen verfolgt. Foto: CURE

Gründer und Leiter von Cure ist der Wirtschaftsinformatiker Manfred Tscheligi. Seit mehr als 20 Jahren erforscht er interaktive Systeme, Usability Engi-

neering, User Interface Design und User Experience. Tscheligi gilt als Pionier dieses Forschungsgebietes in Österreich, mit weltweiter Reputation. Seit

2004 ist er auch Professor für Human Computer Interaction & Usability am ICT & S der Uni Salzburg.

www.cure.at

Im Kontext der Interaktion

Neues Christian-Doppler-Labor „Contextual Interfaces“ an der Uni Salzburg gestartet.

Als gemeinsames Projekt von Wissenschaft und Wirtschaft, das experimentelle Studien mit kooperativer Forschung verbindet, wurde mit 1. Dezember das neue Christian-Doppler-Labor „Contextual Interfaces“ an der Universität Salzburg eröffnet.

Österreichs renommiertester Usability- beziehungsweise Interface-Forscher Manfred Tscheligi hat an der Uni Salzburg eine Arbeitsgruppe für Human Computer Interaction & Usability aufgebaut. Sie wird die wissenschaftliche Basis des neuen CD-Labors bilden. Als Industriepartner sind Audio Mobil Elektronik, Zulieferer für die Autoindustrie in Ranshofen, und Infineon Technologies Austria in Villach mit an Bord.

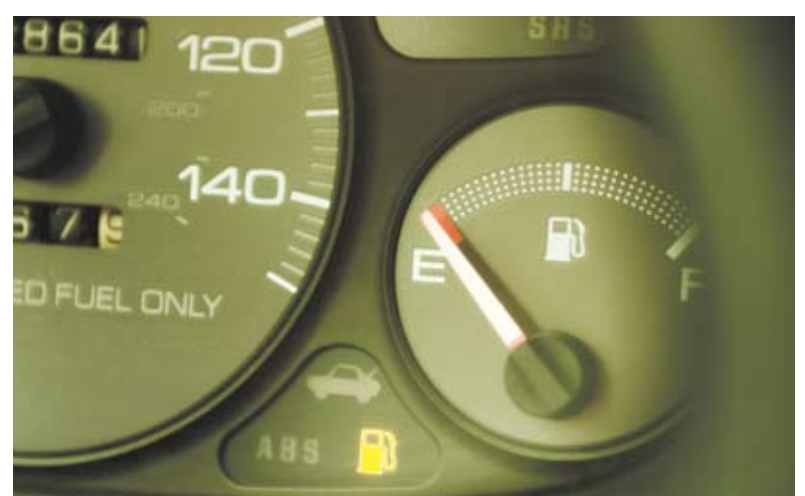
Ziel der Forschung im CD-Labor „Contextual Interfaces“ ist, für die Benutzerschnittstellen (Interfaces) in den beiden Interaktionskontexten Automobil und Fabrik neue empirische

Erkenntnisse zu gewinnen und neue Methoden zu entwickeln. Die Wissenschaftler untersuchen alternative Interfaces sowie das Zusammenspiel von Mensch und Roboter.

Situative Anpassung

„Contextual“ meint, dass diese Schnittstellen an die ganz besondere Situation der Benutzung angepasst werden. Im Fall von Audio Mobil geht es um Multimedia-Anwendungen im Auto-Cockpit: Informationssysteme, Navigation, Unterhaltung. Geschäftsführer Thomas Stottan: „Mit dem CD-Labor wollen wir zu neuen Kenntnissen über diese Interfaces kommen. Diese zu nutzen und in neuen Technologien umzusetzen bedeutet, dass die Fahrzeuge der Zukunft benutzerfreundlicher und sicherer zu bedienen sein werden.“

Bei Infineon untersucht man Interaktionsabläufe zwischen Mensch und Maschine in der



Benutzerschnittstellen in den Kontexten Automobil und Fabrik wird das neue CD-Labor im Detail erforscht. Foto: Photos.com

Halbleiterproduktion. CEO Monika Kircher-Kohl: „Wir bringen uns mit Engagement, aber auch mit hohen Erwartungen ein und erwarten wesentliche Impulse für die Umsetzung unseres hochflexiblen Produktionssystems der Zukunft.“ Der

Struktur der CD-Kooperationen folgend, bringen Wissenschafts- und Wirtschaftspartner je 50 Prozent des Budgets auf. Das Projekt ist auf sieben Jahre mit zwischenzeitlichen Evaluierungen angelegt. gesch

www.icts.sbg.ac.at



Der beste Weg um unsere Vision zu leben!

„Dynamic Enterprise“ ist der Slogan der Zukunft. Es macht Unternehmen effizienter und wirtschaftlicher als es die Summe aller Einzelbereiche je schaffen würde. Um zu einem dynamischen Unternehmen zu werden, muss die Vision, die Tools und auch die Umsetzung von ALLEN mitgetragen werden. Die Kommunikationslösungen von Alcatel-Lucent sind maßgeschneiderte Lösungen, die unseren Kunden helfen die „Dynamic Enterprise“ Philosophie umzusetzen. Es hilft unseren Partnern und Kunden auch in schwierigen Zeiten zu wachsen.

„Dynamic Enterprise“ arbeitet gemeinsam als ein Ganzes.

Nähere Informationen finden Sie unter:

<http://all.alcatel-lucent.com/dynamicenterprise>

www.alcatel-lucent.at

enterprise.solutions@alcatel-lucent.at

Tel.: +43 1 277 22- 0

Alcatel·Lucent 

Special Innovation

Der ausgelagerte Service-Manager

Immer mehr Firmen greifen zu technologischen Outsourcing-Lösungen, um effizient und kostengünstig zu agieren.

Sonja Gerstl

Proaktive, maßgeschneiderte Dienstleistungen rund um die unternehmenseigene Informationstechnologie (IT), sprich: Managed Services, erfreuen sich seit geraumer Zeit auch bei kleinen und mittelständischen Unternehmen steigender Beliebtheit. Die garantierte Qualität und Verfügbarkeit dieser Dienste zu fix definierten Kosten überzeugt viele.

Gesteigerte Qualität

Bernhard Bauer, Leiter des Bereichs Managed Services bei Kapsch Business Com: „Wir helfen überall dort aus, wo Not am Mann ist. Gerade in wirtschaftlich schwierigen Zeiten müssen Unternehmen ihre Kosten senken. Im Bereich der IT gibt es eine Menge an Einsparungspotenzial, wenn man die Servicebetreuung auslagert.“

Ein anderer Punkt wäre, so Bauer weiter, dass man vor allem in kleineren Unternehmen zeitlich und auch fachlich damit überfordert wäre, die Hard- und Software auf dem Stand der Technik zu halten: „Wir vereinfachen die komplexe Welt der IT, indem wir ein kompaktes Gesamtpaket an unterschiedlichsten Serviceleistungen anbieten. Welche Dienste Firmen in Anspruch nehmen wollen, hängt von den individuellen Bedürfnissen ab. Wir beraten und analysieren gemeinsam mit unseren Kunden, was sinnvoll ist, wie Kosten gesenkt und gleichzeitig aber auch die Qualität gesteigert werden kann. Die Leistungen sind dabei in Module aufgegliedert, die Unternehmen einzeln oder als Paketlösung wählen können.“

Angeboten werden die Installation und Konfiguration der Server, das tägliche Management der Serverhardware und -betriebssysteme, eine zentrale User-Administration, das Management der Netzwerkdrucker und ein Back-up-Management.

Umfassende Sicherheit

Auch das Thema Sicherheit spielt laut Bauer eine wichtige Rolle. Mit dem Earth-Data-Safe, einem unterirdischen Hochsicherheitszentrum im steirischen Kapfenberg, hat Kapsch einen riesigen Speicher für die



Effizienter, als man vermutet, und kostengünstiger, als man denkt: Managed Services eröffnen auch kleinen Betrieben die Chance, von den Vorteilen moderner IT-Lösungen zu profitieren. Foto: Photos.com

Co-Location und den Betrieb von Infrastruktur, Servern, Middleware und Applikationen geschaffen. „Uns ist es ein An-

liegen, umfassende Dienstleistungen und höchstmögliche Flexibilität anzubieten. Gerade im Outsourcing-Bereich ist die

Konkurrenz recht groß. Da kann man nur mit einer breiten Angebotspalette und vor allem fachlicher Kompetenz punkten.“

Ein Ende des Managed-Services-Booms ist für Bauer vorerst nicht in Sicht: „Dieses Thema wird uns noch längere Zeit beschäftigen, da neben großen auch zunehmend kleine Betriebe erkennen, dass neue Technologien sie auf dem Markt entscheidend weiterbringen können. Die trauen sich immer mehr in IT zu investieren. Für eine Überschaubarkeit der Kosten sorgen unsere Risk-Management-Lösungen. So lässt sich einfach und zuverlässig herausfinden, welche Ansprüche der Kunde tatsächlich hat. Zudem bieten wir eine flexible Abrechnungsförm an, sprich: einen monatlichen Fixbetrag pro Mitarbeiter, in dem alles inkludiert ist – von der Serviceline über die Wartung und Instandhaltung bis hin zur Anschaffung von Hard- und Software.“

www.kapsch.net

Alleskönner fürs Office

Multifunktionsgeräte erleichtern den Arbeitsalltag und helfen Firmen, Geld zu sparen.

Bei den neuen Optimized Print Services (OPS) verbindet Konica Minolta das Design von Dokumentenmanagement-Lösungen mit der Implementierung und dem Betrieb von Soft- und Hardware. Für mittlere und große Unternehmen, die über ein Netzwerk von Druckern und multifunktionalen Produkten (MFP) verfügen, bietet OPS somit ein Portfolio vollständig an die Kundenwünsche anpassbarer Lösungen aus einer Hand.

„Unser Optimized-Print-Services-Programm steht für einheitliche und umfassende Strategien zum Management von Druckerlandschaften, deren Ziel Kostenreduktionen und fehlerfreie Prozesse sind“, erklärt Johannes Bischof, Geschäftsführer von Konica Minolta Business Solutions Austria. „Um diese Ziele zu erreichen, vereint das OPS-Konzept maßgeschneiderte Lösungen mit professionellem Support und detaillierter Beratung. Zudem ermöglicht ein umfassendes Management während der Umstellung einen sanften Übertritt in das neue System. Dieses Vorgehen ver-



Wenn Büroarbeit effizient gebündelt und mit moderner Technik unterstützt wird, bleibt mehr Zeit fürs Kerngeschäft. Foto: Photos.com

einfacht Unternehmen nicht nur den Umstieg auf die optimale Drucker-Infrastruktur, sondern erleichtert auch den effizienten Betrieb und die laufende Optimierung der Systeme.“

Zahlreiche Service-Module

OPS fokussiert auf vier essenzielle Bereiche – Gerätepark, Prozesse, Finanzen und Sicherheit – und bietet eine breite Palette an Service-Modulen. Diese können je nach Anforderung des Unternehmens teilweise oder komplett fremdfinanziert werden. Die Experten von Ko-

nica Minolta analysieren die Bereiche und entwerfen individuelle Lösungen. Diese umfassen die richtige Dimensionierung der Drucker- und MFP-Flotte an die Anforderungen der Firma, die Optimierung von Workflows zur Verbesserung der Prozessproduktivität und die Entwicklung und Implementierung von Sicherheitslösungen. Eine breite Palette an Finanzierungsangeboten und Vertragsmodellen garantiert Transparenz. Bei der Implementierung erarbeitet Konica Minolta einen Strukturplan, der eine schnelle,

unkomplizierte Migration der bestehenden Print-Infrastruktur und -Services in die neue Umgebung ermöglicht. Um Integrationstests zusammen mit einem problemlosen Rollout zu gewährleisten, werden vor Ort umfassende Ressourcen und eine breite Palette an Materialien zur Verfügung gestellt.

Einfache Handhabung

Nach dem Aufbau der neuen Infrastruktur bietet OPS ein skalierbares Portfolio an Services, die den Betrieb der Druckerflotte vereinfachen. Abhängig von den Bedürfnissen des Unternehmens kann dieses Trainings, kontinuierliches Monitoring aller Geräte, automatische Versorgung mit Verbrauchsmaterialien, interne Kommunikation, Fern- oder Vor-Ort-Support, regelmäßige Management-Reports sowie Nachbesprechungen umfassen. Bischof: „Mit unseren Optimized Print Services machen wir Drucken für unsere Kunden so unkompliziert wie möglich und ermöglichen es ihnen, sich aufs Kerngeschäft zu konzentrieren.“ sog

www.konicaminolta.at

Treibstoff für mehr Wettbewerbsfähigkeit

Archiv, DMS, eAkte, Workflow



SER Solutions Österreich GmbH
Florida Tower • Floridsdorfer Hauptstraße 1
A-1210 Wien • Telefon: +43 1 5039555
www.ser.at • office@ser.at

Special Innovation

Kosten sparen durch Outsourcing

Experte stellt standardisierte IT-Betriebsdienstleistungen für Unternehmen als Shared Service bereit.

Sonja Gerstl

Viele in der Outsourcing-Branche haben sich schon die Hände gerieben, als sich letzten Herbst der wirtschaftliche Abschwung abzeichnen begann. Das Geschäft mit Auslagerungen der Informationstechnologie (IT) als prädestinierter Krisengewinner?

„Da ist was dran, auch auf das Platzen der New-Economy-Blase 2001/2002 folgte ein Outsourcing-Boom“, erklärt Raiffeisen-Informatik-Geschäftsführer Wilfried Pruschak. „Raiffeisen Informatik hat damals einige seiner größten Kunden gewonnen, und auch jetzt erleben wir einen starken Anstieg bei den Outsourcing-Anfragen. Das heißt aber noch lange nicht, dass einem nun die großen Deals wie gebratene Hühner in den Mund flattern. Die Kunden wollen verständlicherweise vor allem schnelle Kosteneffekte erzielen. Die IT 1:1 an einen Dienstleister zu übergeben, birgt aber per se noch kein großes Sparpotenzial. Heute sind klar definierte Ange-

bote gefragt, die nachweislich und in einem überschaubaren Zeitrahmen Betriebskosten senken und die Effizienz im IT-Betrieb erhöhen.“

Ein wirkungsvoller Ansatz, um diese Ziele zu erreichen, ist

das Modell der Managed Services. Richtig eingesetzt kann es den Kostendruck schnell reduzieren und Liquidität schaffen. Im Grunde geht es dabei um eine industrialisierte Form der Bereitstellung von standar-

disierten IT-Betriebsdienstleistungen. Aus wirtschaftlicher Sicht bringt es wenig, Standard-Anwendungen wie SAP, Microsoft oder Lotus Notes im eigenen Rechenzentrum zu betreiben. Ein Outsourcer kann

diese Leistung als „Shared Service“ auf einer gemeinsamen Hardware-Plattform nämlich deutlich effizienter erbringen. Pruschak: „Der Kunde profitiert bei diesem One-to-Many-Modell von den Skaleneffekten beim Dienstleister. Durch verbrauchsabhängige Abrechnungsmodelle passt sich der Service auch flexibel an die Geschäftsentwicklung an.“

Zahlreiche Vorteile

Damit dieses Modell funktioniert, ist eine gewisse Größe des Anbieters Voraussetzung. Als größter Outsourcer des Landes betreibt Raiffeisen Informatik rund 70 SAP-Mandanten auf einer hochmodernen, virtualisierten Hardware-Plattform. „Die so erzielten Kostenvorteile können wir weitergeben. Und mit jedem neuen Kunden wird das Modell noch kosteneffizienter. Outsourcing sollte immer eine Win-win-Situation zwischen den Partnern herstellen. Bei Managed Services ist das in idealer Weise erfüllt“, so Pruschak.

www.raiffeiseninformatik.at



Managed Services für die unternehmenseigene IT in Anspruch zu nehmen, zählen mittlerweile zu den am meisten nachgefragten Angeboten im Bereich des Outsourcings. Foto: Photos.com

Alles inklusive ohne Datenverluste

Managed Services: T-Systems bietet Unternehmen Windows 7 als Teil einer speziellen Arbeitsplatzrechnerlösung an.

Mit dem Vermarktungsstart von Microsoft Windows 7 können die Kunden von T-Systems die Umstellung ihrer Arbeitsplatzrechner auf das neue Betriebssystem beauftragen.

Die Telekom-Tochter stellt die Rechnerarbeitsplätze mithilfe automatisierter Abläufe aus der Ferne sowie ohne Datenverlust auf Windows 7 um. Marktforscher von IDC prognostizieren, dass rund 59 Prozent aller großen IT-Unternehmen auf das neue Betriebssystem umstellen werden. T-Systems betreibt weltweit rund 1,5 Mio. Desktop-Arbeitsplätze.

Kosten senken

Windows 7 sollte allerdings nicht ohne vorherigen Check im Hinblick auf die vorhandene Rechnerlandschaft eines Unternehmens aufgespielt werden. T-Systems hat daher eine Testumgebung aufgebaut, mit

der sich die Kompatibilität des Betriebssystems mit der vorhandenen Software prüfen lässt. Experten der Telekom können auf Basis der Testergebnisse Risiken sowie Aufwände einschätzen und Empfehlungen für einen Wechsel aussprechen.

„Unternehmen sollten Windows 7 nicht nur als reines Betriebssystem betrachten, sondern auch als Chance, die bestehende Software-Landschaft auf den Prüfstand zu stellen“, erklärt Olaf Heyden, Geschäftsführer von T-Systems und Leiter von ICT Operations. „Für viele Unternehmen wäre im Zuge der Windows-7-Umstellung ein Aufräumen und Standardisieren sinnvoll, um Kosten zu senken sowie Sicherheit und Verfügbarkeit zu verbessern.“ Windows 7 benötigt deutlich weniger Hardware-Kapazitäten und läuft somit auch auf älteren Computern. Das neue



Auf aktuellem Stand der Technik zu sein, ohne sich selbst damit befassen zu müssen, ist ein Vorteil von Outsourcing. F.: Photos.com

Windows hat weiterhin mit „Bit Locker“ eine Sicherheitsanwendung an Bord, die Daten gegen unerwünschte Lese- und

Schreibzugriffe schützt. Sogar eine Datenverschlüsselung für Wechseldatenträger wie USB-Sticks ist möglich. Mit der An-

wendung „Direct Access“ loggen sich Mitarbeiter über das neueste Internet-Protokoll (IPv6) in ihr Firmennetzwerk ein. Administratoren steuern mit „App Locker“, welche Programme auf den Arbeitsplatzrechnern gestartet werden dürfen, und schließen somit unerwünschte Anwendungen aus.

Windows 7 wird künftig Teil einer speziellen Arbeitsplatzrechnerlösung von T-Systems sein. Mit diesen Managed-Workplace-Services erhalten Unternehmen eine Rundumbetreuung samt Betriebssystem, Office-Paket, Internet Explorer 8, Virens Scanner sowie verschiedenen Hilfsprogrammen wie Adobe Reader, Flash Player oder Java Runtime. Über das Netz werden die PC-Arbeitsplätze automatisch mit aktuellen Updates bespielt und zentral betreut. sog

www.t-systems.at

Special Innovation

Im Zentrum steht die Performance

Die Optimierung von Geschäftsprozessen muss sich an der betriebswirtschaftlichen Perspektive orientieren.

Gerhard Scholz

Das grundsätzliche Ziel eines Business Process Managements (BPM) lautet, messbaren und nachvollziehbaren betriebswirtschaftlichen Nutzen zu stiften. Ein eher technisch angelegtes BPM, wie es die Anbieter von Anwendungslösungen verfolgen, dient dagegen primär der Konfiguration und Steuerung von Enterprise-Resource-Planning-Systemen.

Das ist fraglos eine wichtige Aufgabe, stellt für sich genommen aber noch keinen direkten betriebswirtschaftlichen Mehrwert dar. Erst der Kreislauf von Strategie, Implementierung und Controlling aus fachlicher Prozesssicht befähigt Unternehmen zur kontinuierlichen Anpassung an Marktveränderungen, Technologieentwicklungen und neuen Organisationskonzeptionen.

Unternehmenssteuerung

„In Zukunft wird sich der Prozessgedanke in den Unternehmen noch weiter verankern“, meint Wolfram Jost, Vorstand für die weltweite Produktstrategie und -entwicklung von IDS Scheer. „BPM wird zu einem wichtigen Teil der Unternehmenssteuerung. Die Verbindung von Business Intelligence und BPM erlaubt den Aufbau einer gänzlich neuen Generation von Führungs- und Steuerungssystemen für unterschiedliche Ansprüche der Fachnutzer und ist ein weiterer Beleg für die Innovationskraft, die aus Zusammentreffen von Technik und betriebswirtschaftlicher Organisationskonzeption resultiert.“

BPM für alle Mitarbeiter

Aber Geschäftsprozessmanagement ist nicht nur eine Sache für Experten, sondern muss für jeden Mitarbeiter eines Unternehmens zugänglich und bedienbar sein. Die Adaptierung von Internet-Community- oder Web-2.0-Techniken bietet hier eine große Chance. Ein Beispiel ist das neue Software-Tool Aris Mash Zone von IDS Scheer. Dieses Informationswerkzeug hilft Fachabteilungen, ohne Programmierkenntnisse Daten aus verschiedenen Quellen zu „mashen“ (mischen) und zu analysieren, etwa zur Auswertung von Marketing-Kampagnen.



Modernes Business Process Management hat ein klares Ziel: nämlich durch eine effizientere Unternehmenssteuerung eine Verbesserung der Business Performance zu erbringen. Foto: Photos.com

Ein weiteres Beispiel ist Aris Rocket Search: In dieser webbasierten Suchmaschine für Prozessdaten muss nicht mehr mit

dem vollständigen Namen des Suchobjektes gearbeitet werden; es reicht, die Beschreibung des Prozesses einzugeben.

Mit jedem eingegebenen Buchstaben wird die Treffermenge weiter eingeschränkt. Aus der Suchmaske kann direkt zum

entsprechenden Prozess oder Objekt gesprungen werden.

Mit der ersten kostenfreien BPM-Software Aris Express wiederum erhalten interessierte Fachanwender die Gelegenheit, schnell, einfach und ohne Investment erste Gehversuche in der Prozessmodellierung zu unternehmen. Werden professionellere Funktionalitäten benötigt, lassen sich die Arbeitsergebnisse problemlos an die Aris-Profiwerkzeuge übertragen. Und die neue Software zur Unterstützung der BPM-Governance hilft Fachabteilungen in Organisationen mit hohem BPM-Reifegrad, ohne Hilfe der internen IT die übergeordneten Management-Prozesse unkompliziert und effizient zu steuern. Für Wolfram Jost Beweise genug: „Auch nach 20 Jahren gibt es auf dem Feld des BPM reichlich Platz für Innovation.“

www.ids-scheer.at

An Experten auslagern

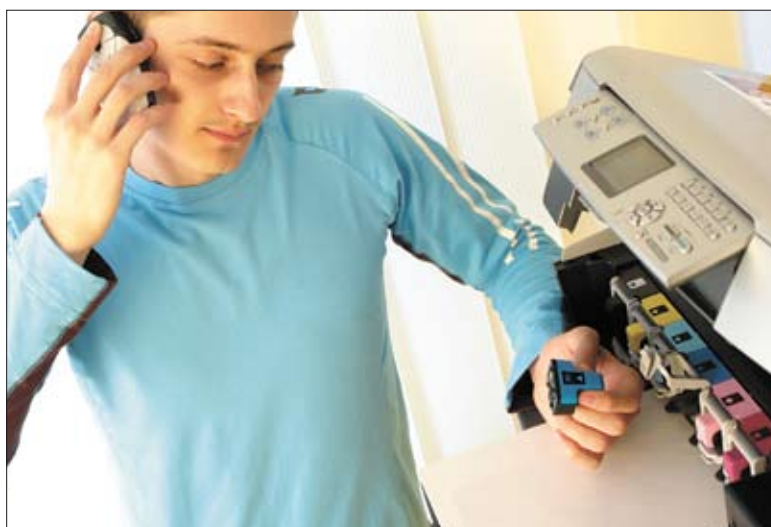
Die fünf wichtigsten Trends beim Drucken und der Optimierung des Druckmanagements.

Eine effiziente Handhabung der Druckprozesse und Dokumentenarchive eines Unternehmens spart Zeit und Geld. Sieht man das Druckmanagement als in sich geschlossenen Bereich an, kommt schnell der Gedanke, diesen komplett an externe Experten auszulagern. Bei diesen „Managed Print Services“ werden alle Geräte überwacht und alle Aktivitäten aufgezeichnet. Monatliche Berichte über Druckvolumen, Kosteneinsparungen und erreichte Service Levels informieren den Kunden über die erbrachte Dienstleistung.

Entscheidende Faktoren

Fünf Trends, die wichtigsten treibenden Faktoren beim Drucken, unterstreichen den Bedarf an Managed Print Services: Konsolidierung, Kosten, Farbe, Kontrolle und Nachhaltigkeit.

Bei der Konsolidierung geht es darum, Drucker und Kopierer an wenigen Standorten oder auch nur an einem einzigen zentralen Standort aufzustellen. Die damit verbundene Optimierung der Beschaffungs- und Liefer-



Gerade für kostenbewusste Unternehmen rechnet es sich schnell, das Druckmanagement Experten zu überlassen. Foto: Photos.com

ketten erschließt enorme, sogar vertraglich garantierte Einsparungspotenziale. Durch Konsolidierung können die Anzahl der Marken und Modelle reduziert sowie kleine und ineffiziente Geräte eliminiert werden.

Aufgrund der angespannten Wirtschaftslage ist Kostenreduktion ein noch stärkeres Thema; doch Druckkosten liegen oft außerhalb des Blickfeldes.

Entscheidend ist dabei der Gesamtaufwand: Neben den anfänglichen Hardware-Kosten müssen auch die laufenden Betriebsausgaben berücksichtigt werden. Oft übersehen werden zudem Kosten für Helpdesk-Support für druckerbezogene Anfragen oder der Zeitaufwand für die Rechnungsbearbeitung.

Der Farbdruck wird gegenüber früher immer kostengüns-

tiger. Farbdokumente werden zunehmend als kosteneffiziente Option für die Aufwertung von Marketing-, Design- und Vertriebsunterlagen eingesetzt. Die erhöhte Verfügbarkeit von Farbe im Büro hat die Druckbearbeitung aus der Druckerei in das Unternehmen verlagert – zum Beispiel beim Drucken von Broschüren, Vertriebsangeboten und Newslettern.

Kontrolle und Verantwortlichkeit sind sinnvoll; deshalb nutzen Unternehmen zunehmend die Möglichkeit, Druckkosten intern an einzelne Abteilungen rückzuverrechnen.

Papierverschwendung und unnötiger Energieverbrauch sind allgegenwärtige Probleme. Das Bewusstsein für ökologische Themen wird durch die Diskussion über Klimaerwärmung, Abfallvermeidung und generationenübergreifendes Denken gesteigert. Mit an Nachhaltigkeit orientierten Investitionen können Unternehmen Verantwortungsbewusstsein zeigen und zusätzlich beträchtliche Einsparungen lukrieren. *gesch*

www.xerox.at/globalservices

Wo die ASFINAG auf reibungslosen Datenfluss setzt...

... und mit IT Operations
Zuverlässigkeit und
Leistung verknüpft.

- **IT Operations**
- Outsourcing
- Security Services
- Software Solutions
- Client Management
- Output Services

Die Raiffeisen Informatik entwickelte und betreibt die zentrale IT-Infrastruktur des LKW-Mautsystems der ASFINAG. Täglich werden über 2,6 Millionen Maut-Transaktionen verarbeitet. Moderner IT-Betrieb beinhaltet Echtzeit Monitoring, mehr Überblick über Infrastruktur, höchste Verfügbarkeit sowie Optimierung der Abläufe. Dies ermöglicht dem Kunden Kostentransparenz und Effizienzsteigerungen. Wir übernehmen die gesamte Verantwortung für Ihren IT-Betrieb. Damit Ihr Geschäft wie am Schnürchen läuft und Sie somit wettbewerbsfähig bleiben.

Nähere Informationen und Ansprechpartner auf www.r-it.at oder unter 01-21136-3870



Special Innovation

Aktuelle Trends im Büroalltag

Über digitalisierte Dokumenteninhalte, die Verwendung von Metadaten und neue Kommunikationsmedien.

Gerhard Scholz

Seit Jahren geistert die Idee des „Paperless Office“, des papierlosen Büros, umher. Aber nicht das Papier an sich ist der Feind aller Produktivität und Auslöser verzweifelter Suche „in den Akten“ und „im Archiv“. Vielmehr ist es der Versuch, es in einer vorgegebenen Ordnung über längere Zeiträume aufzubewahren und nach Möglichkeit bei Bedarf wiederzufinden.

Weg von alten Gewohnheiten

Genau hier setzt die Idee eines „Puncherless Office“, eines Büros ohne Locher, an, das Markus D. Hartbauer, Chief Solutions Architect von SER Solutions Österreich, beschreibt: „Gelochte Seiten sind die Voraussetzung, um Belege ablegen zu können. Entfernen wir alle Locher aus den Büros, bleibt den Mitarbeitern nur eine sinnvolle Möglichkeit: Das Papier wird unmittelbar nach Kenntnisnahme oder Bearbeitung digitalisiert. Aus-



Mit viel Aufwand kann man auch in einem Aktenordner oder Papierarchiv die richtige Information finden. Wesentlich einfacher sucht es sich allerdings in digitalisierten Dokumenten. Foto: Photos.com

drucken, bearbeiten, scannen, digital speichern: Das ist der Königsweg, um sowohl die haptischen Gewohnheiten der Mitarbeiter zu befriedigen als auch moderne, digitale Content Repositories zu schaffen.“

Als klaren Trend sieht Hartbauer generell die Ablöse exogener Strukturen, seien es Papierablagen oder Dateiordner in Software-Programmen, durch die Verwendung von beschreibenden Informationen (soge-

nannten Metadaten) für die Informationsobjekte: „Die Bildung exogener Strukturen und Einordnung der Dokumente in dieselben erfolgt nicht mehr vorab oder zum Zeitpunkt der Ablage. Die Hierarchien wer-

den vielmehr flexibel zu dem Zeitpunkt gebildet, zu dem sie benötigt werden.“ Die Bildung dieser flexiblen Ansichten ermöglicht die Neuordnung bestehender Informationsobjekte nach neuen Anforderungen, egal ob diese heute schon bekannt sind oder nicht.

Ein weiterer Trend geht laut Hartbauer in Richtung Medienproliferation, also der Vermehrung der Arten von Medien, mit denen schriftlich kommuniziert wird. Ein großer Teil der Kommunikation wird heute beispielsweise über Instant Messaging abgewickelt. Mächtige neue Medien wie Google Wave, das die E-Mail-Flut signifikant reduzieren wird, stehen am Start.

2010 werden sich IT-Departments daher verstärkt mit der Frage beschäftigen müssen, wie sie geschäftsrelevante Inhalte, die über neue Kommunikationsmedien laufen, erfassen und diese dauerhaft speichern und reproduzieren können.

www.ser.at

Jochen Punzet: „Die Kredit- und Bankomatkartenbranche ist uns zeitlich zwar um ein paar Jahrzehnte voraus, aber wir legen mit rasantem Wachstum nach. Ausschlaggebend dafür sind Faktoren wie überdurchschnittlich hohe Handy-Penetration, breites Akzeptanzstellennetz und hohe Sicherheit“, erklärt der CEO von Paybox Austria.

Mobiles Zahlen mit dem Handy boomt

economy: Welche Rolle wird mobiles Zahlen über Handy im bargeldlosen Zahlungsverkehr in Zukunft spielen?

Jochen Punzet: M-Payment wird eine starke Position innerhalb der bargeldlosen Zahlungsmittel einnehmen. Die Kredit-

und Bankomatkartenbranche ist uns zeitlich zwar um ein paar Jahrzehnte voraus, aber wir legen mit rasantem Wachstum nach. Ausschlaggebend dafür sind Faktoren wie überdurchschnittlich hohe Handy-Penetration, breites Akzeptanzstellennetz und hohe Sicherheit. Vor allem beim Bezahlen im Internet punktet M-Payment, da der Bezahlvorgang geschützt über das eigene Handy und nicht über den Internet-Zugang erfolgt.

Welche Services sind derzeit schon Renner?

Sehr gut entwickelt sich das M-Payment mittels Handy mit österreichischen Partnern, also Händlern, im Internet, nicht zuletzt wegen der angesprochenen hohen Sicherheit. Was von den Kunden auch sehr gut angenommen wird, sind Services mit Zu-

satznutzen. Absoluter Renner ist das Handy-Parken; bereits jeder dritte Autofahrer in Wien löst seine Parkscheine mit dem Handy. Stark entwickelt sich auch das mobile Ticketing, etwa im Tiergarten Schönbrunn oder in der Wiener Albertina. ÖBB-Tickets werden bargeldlos via SMS gekauft, ebenso das Lotto.

Und wo sehen Sie zukünftiges Potenzial?

Mir schwebt zum Beispiel ein österreichweit mobil zu lösender Fahrschein vor, der für alle Verkehrsverbünde gilt. Für das Handy-Parken besteht in den Bundesländern und Landeshauptstädten noch riesiges Potenzial, aber da sind wir von politischen Entscheidungen abhängig. Ein tolles Service könnte auch sein, dass man die vielen Kundenkarten, die jeder von uns heute in seiner Brief-

tasche hortet, loswird, weil die Autorisierung über das Handy erfolgt.

Welche neuen Technologien können in Zukunft M-Payment vorantreiben?

Da wird es vor allem mit NFC, also der Near Field Communication, mit der Daten über kurze Strecken kontaktlos übertragen werden können, einen starken Schub geben. Damit wird das Handy-Zahlen am Point of Sale immer interessanter: im Supermarkt, in der Trafik, im Kino; eben in den einfachen Anwendungen des Alltags. Im asiatischen Raum, der hier eine Vorreiterrolle einnimmt, hat sich die NFC-Technologie längst von der Karte auf das Handy verlagert, denn das hat jeder immer dabei. Auch jeder Technologiesprung, jede neue Sicherheitsaktualisierung kann prompt auf

das Handy gesendet werden, und man muss nicht umständlich Karten austauschen.

Welche generelle Entwicklung erwarten Sie für M-Payment in Österreich und Europa?

Wir haben federführend eine Basistechnologie entwickelt, die in dieser Form einzigartig ist und das Interesse vieler Länder geweckt hat. Wir hatten in den letzten Jahren Delegationen aus allen Erdteilen bei uns im Haus. Zusätzlich setzen auch Mobilfunk-Betreiber immer mehr auf Zusatzgeschäfte und dabei aufgrund seiner zunehmenden Bedeutung auf M-Payment. Ich denke, M-Payment und die damit verbundene Technologie wird zwar keine Revolution im bargeldlosen Zahlungsverkehr auslösen, sehr wohl aber eine starke Evolution. *gesch*

www.paybox.at

Zur Person



Jochen Punzet ist CEO von Paybox Austria.

Foto: Paybox

PayLife

Demmer, Merlbeck & Bergmann



Wer auf den Größten vertraut, macht das größte Geschäft.

Steigender Umsatz und zufriedene Kunden? Sie haben es in der Hand! Mit der PayLife Bankomat-Kasse wird Bezahlen einfach und sicher. Die Akzeptanz aller Karten garantiert außerdem, dass Ihre Kunden immer genügend Geld dabei haben. Kein Wunder, dass schon jetzt der Großteil von Österreichs Unternehmen auf PayLife vertraut.

PayLife. Bringt Leben in Ihre Kasse.



Wie Sie zu Ihrer PayLife Bankomat-Kasse kommen, erfahren Sie unter der Telefonnummer 01/71701-1800 oder im Internet unter www.paylife.at/vertragspartner

eco **nomy**

Unabhängiges Themenmagazin für Wirtschaft und Bildung

